Die Kristallkugel

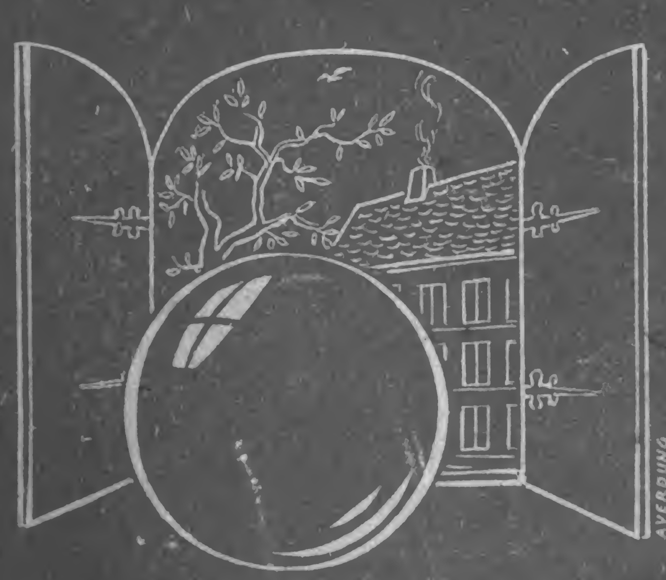
Karl Hans Strobl



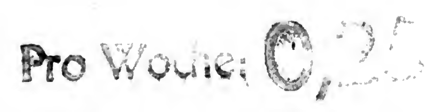
[redacted]

KARL HANS STROBL

Die Kristall kugel



Die Kristallkugel



K. H. STROBL

Die Kristallkugel





VIER FALKEN VERLAG · BERLIN

Entwurf des Umschlages: Joe Averdung

Printed in Germany.
Druck: Dresdner Akzidenz-Druckerei, Dresden A 1.

Inhaltsverzeichnis

Die Grube

Hassan kam als letzter in den Stall. Alle anderen standen schon vor den Krippen und fraßen, man hörte den Hafer zwischen den Zähnen knirschen, ab und zu schnaubte eines, daß der Häckselstaub in kleinen Wolken um die Nüstern flog.

Falada wandte sich um und wieherte leise. Im kalten, gleichmäßigen Licht, das von den elektrischen Lampen an der Decke niederfiel, glänzte ihr frisches, pralles Fell.

Hassan hatte sich verspätet. Zwischen Stollen vier und fünf war er eine Weile stehengeblieben, ganz erstaunt über ein um die Mittagszeit ungewöhnliches Geräusch in den Tiefen des Bergwerkes. Sonst hörte man um diese Stunde nichts als vielleicht ein Klappern von Eßgeschirr, wo gerade ein Häuer mit seinem Blechtopf auf einem Kohlenhaufen saß. Heute sprachen viele Menschen aufgeregt durcheinander. Hassans vorgestellte Ohren waren voll von einem summenden Geräusch . . . er war eine ganze Weile stehengeblieben.

Seine Hufe klapperten über den Felsboden hin. Er trat an seinen Platz zwischen Falada und dem schwarzen Mohrl und begann zu fressen. Der Hunger war groß. Er hatte den Wagen gewiß so oft den leicht geneigten Hang hinaufgezogen, als sie hier alle zu-

sammen Beine hatten. Falada war satt, sie lehnte den Kopf leicht an Hassans Hals. Hassan verspürte ihren warmen Atem. Er hielt im Fressen inne und wandte sich um. Ein Haarbüschel hing ihr in die Stirne, ihre großen, feuchten Augen sahen ihn an.

Hassan spürte, wie sie traurig war. Sie war noch gar nicht so lange da, er wußte es noch ganz genau, wie man sie in den Stall gebracht hatte, mit dem Eichenkranz um den Hals, mit Blumen und Bändern in der Mähne, geschmückt, wie es in der Grube üblich war. Auch ihn hatte man so gebracht, auch er war ängstlich scharrend und leise schnaubend inmitten des Stalles gestanden, wie Falada damals.

Da war etwas um und um, etwas schreckhaft Unverständliches. Stein und Stein, nichts als Stein mit Straßen und Hallen, aber kein Himmel darüber, sondern wieder nur Stein und alles das erfüllt mit Getöse, mit Krachen, Brechen und Poltern, als ob alles zusammenfallen müßte. Es gab das große Scheinende nicht mehr, das warm auf das Fell brannte und in dem die Bremsen tanzten. Nur eine Anzahl leuchtender Kugeln, aus denen ein Licht floß, das auf dem Grunde der Augen biß.

Eine dunkle Gefahr war in alledem, etwas Böses, dem man verfallen war. Man wollte seine Stimme hören, man wieherte, die anderen antworteten matt von ihren Krippen her. Wozu war man aus dem hellen Tag in diese Angst versenkt worden? Es dauerte lange, bis man endlich verstand, was das war: die Grube. Bis man verstand, daß man zur Arbeit da war.

Hassan hatte gelernt, einen Wagen über eine geneigte Ebene zu ziehen. Er hatte gelernt, daß es zwei Arten von Steinen gab, den guten, der schwarz war

und im Licht glänzte, und den andern, den man wegwarf. Hassan stand vor dem Wagen, bis man diesen mit dem guten Stein vollgeladen hatte, und zog ihn dann auf einem Geleise die Ebene hinauf. Oben spannte ihn der gute Mann aus, kippte den Wagen um, daß der schwarze Stein herausfiel. Dann rollte der leere Wagen allein das Geleise zurück, und Hassan trabte ledig nebenher. Und dann wurde er von dem bösen Mann unten wieder eingespannt.

Jedes hatte so seine Aufgabe.

Wenn die große Pfeife blies, kamen sie alle hier im Stall zusammen und fanden das Futter in der Krippe.

Falada rieb ihren Kopf an Hassans Hals. Hassan drängte einen Schritt zurück, so daß sein Kopf neben den Faladas kam. Er spürte, wie seine Traurigkeit mit der ihren zusammenströmte und daß ihnen beiden dabei wohler wurde. Falada schnaubte an seinem Ohr. Er fühlte, daß sie endlich verstanden hatte: das war so und blieb so und würde niemals anders sein. Man war hier und blieb hier und machte seine Arbeit, bis man blind war von dem beißenden Licht und taub von dem schrecklichen Getöse, wie Roland, der alte Schimmel, der jetzt der älteste hier im Stall war. Wenn man nicht mehr konnte, dann bekam man einen Kranz von dürren Eichenblättern um den Hals und eine kleine Glocke an einem schwarzen Band und wurde fortgeführt. Wohin? Das wußte niemand. Aber es war wohl ins Nicht-Arbeiten und Nicht-Fressen, in das Gräßliche, das Zerreißende, das in den Eingeweiden wühlte, wenn man nur daran dachte.

Hassan und Falada standen regungslos.

Sie standen lange; bis irgend etwas sie beunruhigte. Irgend etwas blieb aus. Und nun wußten

sie es. Das Schrillen des Läutewerks kam nicht, das sie zur Arbeit rief. Das Getöse begann nicht, von dem das Gestein durchdröhnt wurde.

Sie warteten noch eine Weile. Endlich ergriff die Unruhe alle Pferde, einige traten unschlüssig von ihren Plätzen, wandten die Hälse und sahen die anderen an. Roland, der Schimmel, ging mit gesenktem Kopf bis zur Eingangsöffnung, schüttelte die Ohren, schlug mit dem Schweif von links und rechts und trat unsicher von einem Fuß auf den anderen.

Wenn der nicht wußte, was zu geschehen hatte . . .?

Es war etwas ganz Außergewöhnliches, das da vorging. Die Arbeit stand still. Ein Summen von Menschenstimmen kam näher. Die Pferde drängten sich zum Stalleingang. Gruppen von Arbeitern zogen vorbei, die Hauen über der Schulter, halbnackt. Sie schrien durcheinander. Ein Hundejunge steckte zwei Finger in den Mund und pfiff gellend, daß die Pferde erschrocken zurückfuhren. Nur Roland, der halb taube Schimmel, bewegte den Kopf kaum.

Sie hörten den Fahrstuhl poltern. Das geschah doch sonst erst viel später, wenn die anderen Männer kamen und die anderen Pferde, die jetzt Ruhezeit hatten, zur Arbeit gingen.

Die Unruhe wurde zur Angst. Alle standen um Roland herum, dicht aneinander gedrängt, um sich zu fühlen, um vereint zu sein.

Da kam der gute Mann, mit noch drei anderen. Er machte ein ernstes Gesicht, aber er klopfte Roland den Hals und sagte: „Ihr sollt doch etwas davon haben.“ Dann packte er den Schimmel am Geschirr und führte ihn fort. Die anderen Pferde folgten ganz von selbst.

Falada wieherte leise: was war das?

Sie kamen zum Fahrstuhl. Der gute Mann zog Roland auf die bewegliche Plattform. Da begann das alte Tier zu zittern. Hassan verstand, daß es meine, nun gehe es dorthin, wohin die anderen gegangen waren — ins Nichtmehrwiederkommen. Sie sahen den Fahrstuhl in die Höhe gehen, zwischen dem Gebälk verschwinden.

Nach einer Weile kam er leer zurück.

Nun wurde der schwarze Mohrl auf die Plattform gezogen, und der Fahrstuhl ging in die Höhe.

An Hassans Hals zitterten die Nüstern Faladas: was war das?

Eines der Pferde nach dem andern fuhr auf. Der Mann, der immer das Fressen brachte, trat zu Hassan. Das Tier zögerte ein wenig, sah sich nach Falada um. „Geh!" sagte der Mann und gab Hassan einen leichten Schlag auf die Hinterschenkel.

Falada wieherte und warf den Kopf.

Hassan war ganz besinnungslos vor Angst. Er fühlte, wie der bewegliche Boden sich hob, wie er aufwärts glitt. Etwas Helles kam entgegen, traf die Augen, erfüllte alles mit Licht. Der Fahrstuhl stand still. Der Mann, der immer das Fressen brachte, zog Hassan fort und übergab ihn einem anderen. Da war eine große kahle Halle aus Eisen und Glas und Hassan erinnerte sich, daß er schon einmal hier gewesen war, mit einem Eichenkranz und bunten Bändern geschmückt.

Ganz betäubt folgte er dem Führer aus der Halle.

Er trat ins Helle, das große Scheinende war über seinem Kopf und brannte auf das Fell. Und da stand etwas Köstliches: ein Baum und noch einer, und nach

allen Seiten dehnte sich der Raum, durch den man laufen konnte. Es war aber auch eine ganze Menge Menschen da, alles war schwarz von Menschen zwischen den verräucherten Hallen und den Schornsteinen.

Und auf einem Schlackenhaufen stand einer mit einer roten Krawatte und schrie: „Wir werden die große Kraftprobe machen und sind unseres Sieges gewiß. Wir steigen aus den Tiefen der Erde zu Tag und wollen sehen, wer stärker ist, wir oder der Kapitalismus. Von heute an: nicht ein Schlag mit der Haue, nicht ein Stückchen Kohle! Wir wollen sehen, was die Kohlenbarone dazu sagen, wenn alles stillstehen muß . . ."

Hassan verstand nichts davon. Er sah nur, daß der Mann ein rotes Gesicht hatte und daß viele Arme in der Luft herumfochten. Unruhig tänzelte er hinter dem Führer drein, durch eine schmale Gasse in der Menge.

In diesem Augenblick bemerkte der Redner Hassan. Von einer Eingebung hingerissen, erhob er sich auf die Zehenspitzen: „Wie dieses Pferd sind wir . . . aus der Nacht unserer Verblendung führt man uns ins Tageslicht der Erkenntnis, daß wir uns selbst helfen müssen. Wie dieses Pferd seiner Kräfte unbewußt ist, so waren auch wir unserer Kräfte unbewußt, aber nun winkt uns wie diesem Grubenpferd die Freiheit . . ."

Ein ungeheurer Lärm erhob sich rings um Hassan. Er erschrak, stieg empor und hätte seinen Führer fast zu Boden gerissen. Der Mann raffte sich auf, versetzte Hassan einen wütenden Faustschlag und zerrte ihn aus der Menge.

Das Unheimliche, Brausende blieb zurück. Hassan

schnaubte und sah sich um: schwarz wogte es hin und her. Dann zog ihn sein Führer zwischen Schlackenhaufen und angerußten Bretterwänden weiter hindurch und dann auf einmal war etwas da, das Hassan zittern machte — vor Glück.

Hinter den letzten Schlackenhaufen dehnte sich gegen den Rand eines kleinen Wäldchens hin, sanft ansteigend — die Wiese. Die Wiese, das Um und Auf aller Freuden, die Wiese, das war: herumtraben, frische Luft durch weite Nüstern einziehen, saftiges Gras fressen und wenn man nicht mehr konnte oder wollte, den Kopf zur Erde senken und zwischen nassen Halmen den Duft des Bodens einsaugen. Und jetzt wußte Hassan auf einmal, daß die Wiese niemals ganz fort gewesen war, daß er sie in sich getragen hatte, ein Leuchtendes in aller Dunkelheit.

Ein großes Stück dieser Wiese bis zum Wald hin war von Brettern umzäunt. Der Mann führte Hassan durch eine Türe und ließ ihn dann frei.

Hassan stand unschlüssig, wieherte leise und scharrte ein wenig mit dem Huf. Er verstand nicht, was vorgegangen war, warum man ihn aus der Grube herausgeholt hatte. Aber er war von einem Kraftgefühl durchströmt, das ihn antrieb, irgendeine beglückende Tollheit zu begehen. Und ehe er wußte, wie es geschah, hatte er den Kopf zwischen die Beine genommen und feuerte hinten aus, wie das ungebärdigste Füllen. Dazu wieherte er, laut, kriegerisch und herausfordernd. Und von allen Seiten wurde ihm geantwortet, alle waren sie da, die Freunde aus der Tiefe.

Und eben jetzt öffnete sich die Türe und auch Falada kam.

Sie trabte auf ihn zu, blieb stehen und sah ihn mit großen Augen an, die ganz voll Licht waren. So standen sie eine Weile, rührten sich nicht, schlugen nur mit den Schwänzen nach den Bremsen, die sich auf ihre Weichen setzten und genossen das Glück, ihre Freude gemeinsam zu fühlen.

Und dann begannen sie beide plötzlich zu fressen, Kopf an Kopf, während die Sonne auf ihre Felle niederbrannte und die Fliegen um sie schwärmten. Das Gras war köstlich im Geschmack und so saftig, daß es zwischen den Zähnen knirschte. Man spürte die Kräfte des Bodens, aus dem es aufgeschossen war.

Es schien, als hätten die Menschen die Pferde gänzlich vergessen. Niemand zeigte sich, um sie in einen Stall zu führen. Die Nacht kam und die Pferde durften sie unter einem Himmel voll von Sternen verbringen, sich ohne Zwang, nach eigenem Gefallen ins Gras hinlegen.

Zu gleicher Zeit erwachte ein Gefühl in Hassan und Falada, das sie gemeinsam hatten, aber doch nicht verstanden. Es war ihnen, als sei dies, dieses Lagern unter einem Sternenhimmel schon vor undenklichen Zeiten gewesen, als sei die Erinnerung daran nur verschüttet und schimmere jetzt wieder durch den Schutt. Nur noch weiter war damals alles gewesen, endlos das Grasland und ein endloser Himmel darüber.

Hassan erhob sich mitten in der Nacht und schmetterte ein Wiehern hinaus, das einen so aufreizenden Klang hatte, daß alle Pferde vor Glück und Mut zu irgend etwas erschauerten.

Der Morgen kam und ein weißer Nebel begann aus dem Boden zu qualmen. Die dunklen Leiber der Pferde waren von ihm umhüllt, als steige der Dampf

von ihnen empor. Jede Bewegung rief Wirbel in den milchweißen Schwaden hervor. Falada entfernte sich einige Schritte von Hassan und stellte sich vor, sie habe ihn verloren. Da wurde ihr plötzlich bang und sie beeilte sich, ihn durch leises Schnauben zu sich zu rufen.

Als die Sonne höher gestiegen war, lösten sich die Nebel in leichte Schleier auf, verkrochen sich in den Boden und alle Gräser waren mit Reihen von Tropfen besetzt. Die Sonne trocknete rasch die feucht gewordenen Felle.

Das waren Tage voll köstlicher Wunder, ein einziges ununterbrochenes Glückempfinden, das nicht einmal durch die Zudringlichkeit der Bremsen gestört wurde. Denn die Bremsen gehörten zur Wiese und zur Freiheit wie die Sonne und der Himmel.

Man durfte nur nicht Roland in die Nähe gehen. Der Schimmel war blind und beinahe taub. Er sah nichts von der blühenden Sommerwiese, sein Ohr war nur noch fähig, das schrille Läutewerk der Grube zu vernehmen, nicht aber das mutige Wiehern der Gefährten. Wenn man sich ihm näherte, so spürte man, wie ein Strom von Trauer von ihm ausging, daß alles Glück vor ihm entfloh. Man spürte, daß er unruhig war und bei sich erwog, was noch kommen würde. Er war der weiseste unter allen, aber da war zu sehen, daß Weisheit nicht glücklich machte.

Hassan und Falada machten Bekanntschaften.

Ein großer, gelber Hund kam eines Tages, stellte sich vor Hassan auf; plötzlich legte er den Kopf auf die Pfoten, bellte und machte dann einen komischen Satz zur Seite. Er sprach eine andere Sprache als die Pferde, aber Hassan und Falada verstanden ihn doch.

Er war nicht so sauber wie sie, schnupperte gerne an allerlei ekelhaften Dingen, aber er war ein braver, ehrlicher Kerl. Sie wurden gute Freunde.

Und einmal kam ein Mann mit einem kleinen Jungen hinter dem Hund drein, wie von ihm geführt. Der Mann hob den Jungen auf Hassans glänzenden Rücken, und Hassan spürte zwei kleine Fäuste in seiner Mähne. Er tat sehr vorsichtig einige Schritte, um seinen zappelnden Reiter nicht abzuwerfen, während der Mann an seiner Seite ging. Greif, der gelbe Hund, lief nebenher, bellte und lachte mit dem Schwanz, ganz stolz darauf, die Geschichte zusammengebracht zu haben.

In Hassan war etwas, das ihn sehr glücklich machte. Er fühlte, dieser Himmel, diese Wiese, Greif, Falada, der Mann mit dem kleinen Jungen, das alles war nur eines, etwas sehr Schönes, das immer so bleiben sollte. Und er wünschte, der kleine Junge möchte öfter wiederkommen und mit den Fäusten in seine Mähne fassen.

Aber am nächsten Tage regnete es. Die Pferde drängten sich unter den wenigen Bäumen der Wiese zusammen, das Wasser lief ihnen die Flanken hinunter und die Hufe standen in kleinen Tümpeln. Aber auch das war köstlich. Auf einmal sahen sie zwei Menschen in Regenmänteln über die Wiese kommen. Die Pferde erkannten sie, obwohl ihre Gesichter sauber gewaschen waren: es war der gute Mann aus der Grube und der Mann, der immer das Futter brachte.

Die zwei Männer blieben unweit der Pferde stehen und sprachen miteinander, deuteten auf die Tiere, als ob sie sie zählen wollten, nickten mit den Köpfen und gingen wieder fort. Hassan schauerte zusammen, es

war, als dringe die Nässe des Regens durch die Haut hindurch bis tief in den Leib. Es war, als sähe er heute zum erstenmal, daß gar nicht so weit von der Wiese die Schornsteine und verräucherten Maschinenhallen standen, und die Seilbahnen hoch oben über Schutthalden gingen. Wie eine Welle lief eine trübe Ahnung durch alle die Pferde, und da sie so dicht gedrängt um Roland standen, spürten sie mit einem Male die unabänderliche, niederdrückende Traurigkeit des blinden Schimmels mit furchtbarer Gewalt.

In dieser Nacht fühlte Hassan plötzlich, wie Falada, deren Kopf an seinem Hals lag, etwas ganz Ungewöhnliches dachte. Ihre Seele begann zu sprechen. Hassan fühlte: Wollen wir nicht fort von hier? Ich habe Angst. Sie werden kommen und uns wieder in die Grube hinunterlassen.

Er antwortete in seinen Gedanken: Wie willst du fort von hier? Wohin willst du?

Nur fort von hier! Über die Planke springen und davonlaufen, gleichviel wohin. Wir sind jung und haben flinke Beine. Nur nicht wieder in die Grube zurück. Sieh dir Roland an. Das soll aus uns werden.

Hassan war es, als dränge ihn etwas mit aller Macht, zu tun, was Falada wollte. Es ergriff ihn, wie in der ersten Nacht: ein Traum von einem unendlichen Himmel und einem endlosen Grasland, durch das man traben konnte, ohne jemals einen Menschen zu erblicken. Wilde Katzen lauerten irgendwo im Gestrüpp, sprangen Unvorsichtigen auf den Rücken, bissen sich fest und rissen sie nieder. Manchmal sah man Feuerröte am Himmel, dann brannte das Grasland und man floh in wilder Hast. Aber all das war nicht mehr. Hassan schüttelte den Kopf: Oh, Falada, die Welt ist voll

von Menschen. Wir haben sie alle gegen uns. Wie weit kämen wir? Wie bald wären wir eingefangen!

Da schnaubte Falada leise, und ihre Seele erlosch in Dunkelheit.

Der nächste Morgen war der letzte der Freiheit. Kurz nach Sonnenaufgang erhob sich ein seltsames Geräusch, das die Pferde bisher noch nicht gehört hatten. Ein Schwirren und Surren, wie von umlaufenden Rädern, aus den hohen Schornsteinen brachen Ballen weißfarbenen Rauches in die klare Morgenluft. Sie sahen auf einem hohen Schlackenhaufen einen Mann in blauer Bluse stehen, der mit den Armen focht und jemandem etwas zuschrie. Und plötzlich setzte sich eines der Wägelchen der Seilbahn, das bisher gerade über dem Wipfel einer Fichte festgebannt schien, in Bewegung und glitt quer über den apfelgrünen Himmel.

Eine Anzahl von Männern kam auf die Wiese; sie warfen den Pferden Halftern über und führten sie zwischen den Häusern und Schornsteinen der Halle aus Eisen und Glas zu. Als Hassan an dem letzten Baum vorüberkam, streckte er sich und riß ein Maul voll Blätter ab, die er zwischen den Zähnen hielt, ohne sie zu kauen.

Sie wurden auf die Plattform gebracht und in die Grube versenkt. Von allen Seiten brach die Finsternis und das Getöse der Arbeit herein. Hassan fand sich zuerst gar nicht zurecht, er war so voll Angst und Traurigkeit, daß er seine Aufgabe vergessen zu haben schien. Der gute Mann mußte ihn führen und neuerlich anleiten.

Als das Läutewerk schrillte, verließ Hassan seine

Arbeit und ging den Weg nach dem Stall. Sein erster Blick suchte Falada. Sie war nicht da, an ihrer Stelle stand ein fremdes Pferd. Es fehlten auch noch andere Pferde, deren Plätze von Unbekannten eingenommen waren. Den blinden Roland hatte man wohl gar nicht mehr hinuntergebracht, weil seine Zeit ohnehin um war. Aber wo war Falada?

Hassan stand vor der Krippe, ohne zu fressen. Die Gedanken lagen heiß in seinem Kopf. Er wußte, daß die Grube noch in weit größere Tiefen hinabreichte, daß es unter ihnen noch mehrere Stockwerke solcher Gänge und Hallen gab, wie hier. In welches von ihnen hatte man Falada versenkt? Und langsam verstand er, daß er sie niemals wiedersehen würde.

Die Zeiten der Arbeit und der Ruhe lösten einander in gleichmäßigem Wechsel ab. Hassan tat seine Pflicht und ließ den Wechsel vorübergleiten. Er wußte, daß ihn die Sonne nicht mehr anders wiedersehen würde, als mit dem dürren Eichenkranz und der Glocke am schwarzen Band um den Hals.

Wenn er auf seinem Wege vom oder zum Stall an der Mündung des Schachtes vorüberkam, durch den man in die unteren Stockwerke der Grube niederstieg, blieb er immer eine Weile stehen. Er streckte den Kopf vor, starrte in die Dunkelheit, in der er Falada wußte, und schnaubte leise.

Seine Sehkraft wurde allmählich immer schwächer, er begann seinen Weg zu tasten. Und seine Seele wurde dumpf. Aber auf ihrem Grunde verharrte ein leiser Schimmer in Grün und Blau. Das war eine Sommerwiese unter einem blauen Himmel, ein gelber Hund bellte, und auf Hassans Rücken saß ein kleiner

Junge und hielt sich mit winzigen Fäusten in der Mähne. Und dann war es Hassan, als fühle er Faladas warmen Atem an seinem Hals. Er mußte sich umwenden. Vor seinen trüben Augen zog es wie die grauen Schleier, an jenem Nebelmorgen auf der Wiese. Aber keine Falada kam aus ihnen hervor.

Die Maus

Nach drei Jahren stieg Andreas Holzinger wieder einmal die alte, dunkle, ausgetretene Treppe des alten, dunklen, verräucherten Prager Hauses hinan. Und lächelnd läutete er an der Tür, unter deren ovalem Porzellanschild mit dem Namen Anna Steiner einst seine Visitenkarte befestigt gewesen war. Jetzt waren zwei andere Karten da; zwei Leute aus dem großen Studentenstrom hatten als Holzingers Nachfolger auf dieser Insel des Behagens vorübergehende Zuflucht gefunden.

Frau Anna Steiner öffnete selbst. Sie trug noch immer ihr schwarzes Witwenkleid, nur noch um eine Nuance schwärzer und trauriger schien es Andreas. Wortlos sah sie Andreas an.

„Es ist nicht mein Geist. Ich bin es selbst", sagte Andreas.

„Ich habe Sie sogleich erkannt, Herr Andreas, aber ich erschrecke so leicht.

„Ich komme aus Italien, aus Griechenland . . . drei Jahre war ich draußen . . . o Gott, wie schön das war, Frau Steiner. Sie haben ja keine Ahnung . . . jetzt kann ich etwas. Jetzt fahre ich nach Haus . . . zwei Tage Prag und da muß ich doch meine liebe Frau Steiner aufsuchen."

„Gott, wie lieb Sie sind!"

„Ich habe Sie nicht vergessen. Es war ja sehr schön da unten, aber diese Leute haben ja keine Ahnung, was Gemütlichkeit ist. Und immer, wenn es so recht ungemütlich war, habe ich dankbar an Sie gedacht."

Andreas bemerkte erst jetzt, daß Frau Steiner den Hut mit dem langen Trauerschleier trug und den schwarzen Regenschirm in der Hand hielt.

„Sie wollen ausgehen! Wenn es dringend ist, lassen Sie sich nicht aufhalten . . . Ich begleite Sie. Nur einmal umdrehen möchte ich mich . . . und die Maus lassen Sie mich sehen."

In den großen, grauen Augen, die Andreas unverwandt ansahen, wuchs ein unmeßbares Leid. „Ich bin auf dem Wege zur Maus", sagte die Frau.

„Sie haben das Kind nicht bei sich? Ja — wo haben Sie es denn?"

„Auf dem Friedhof, Herr Andreas."

„Nein!!" Der junge Maler trat einen Schritt zurück. Graue Asche schien rasch und lautlos auf alles niederzusinken, starr und drohend hob sich nur das Schwarz des Trauerkleides hervor.

„Ja, Herr Andreas . . . vor einem halben Jahr . . . Diphtheritis! In drei Tagen war es vorüber. Mit sieben Jahren . . . und es war ein Kind so voller Lebenslust . . . voller Dankbarkeit für das Licht, für jeden Sonnenstrahl! Was erzähle ich Ihnen — Sie haben die Maus ja gekannt . . ."

Das ganze Haus schien den Atem anzuhalten, das niemals ruhende Getöse glitt in die Ferne.

„Ich will Sie begleiten, Frau Steiner", sagte Holzinger, „ich fahre mit Ihnen zur Maus." —

*

Sie stiegen aus und traten durch das große Tor in den Friedhof. Die Frau kannte ihren Weg nur zu genau. Sie hatte ihn wohl unzählige Male schon zurückgelegt, in ihren Gedanken und in Wirklichkeit; es war Andreas, als folge sie einer blutroten Spur, der Spur blutiger Tränen, die sie auf diesem Weg geweint hatte. Lange gingen sie zwischen den Gräbern hin, bis in die entlegensten Gründe des Friedhofs, wo die unansehnlichen Hügel armer Leute waren. Aus dem grauen Winterhimmel lösten sich einzelne Schneeflocken, große Sterne, die auf dem hartgefrorenen Boden liegenblieben.

Frau Steiner stand still, und Andreas trat neben sie. Unter diesem Hügelchen lag die Maus, die lachende, plauschende Maus, mit ihren hellen Augen und den braunen Mädellocken. Ein kleines Eisenkreuz trug das Schildchen mit ihrem Namen. Kahl und dürftig war dieses Kindergrab. Das Pflanzenwerk, das im Sommer darüber gesponnen war, lag, vom Frost zerstört und dürr, durcheinander. Nur einen ganz seltsamen Schmuck wies der kleine Hügel auf. Mitten auf ihm stand eine Gipsstatuette, ein Kind, das, in ein Pelzchen gehüllt, die Händchen ausgestreckt, als wolle es sich über den gipsernen Flammen eines Feuerchens erwärmen. Andreas erkannte das Figürchen sogleich wieder. Es hatte in seinem Studentenzimmer oben auf dem Ofen gestanden, eine Allegorie auf den Winter, das vierte Stück aus einer Folge von Jahreszeiten, die in hergebrachter Weise leicht verständlich das Wesen des wechselnden Jahres ausdrücken wollten. Es gehörte wohl zu einem Frühling mit Schlüsselblumen und Veilchen, einem Sommer mit Garben und Sichel, einem Herbst mit Trauben und Weinkrug. Nichts war

von diesen Dingen übrig geblieben als dieses frierende Kind, das seine Händchen über dem Feuer wärmen will. Schlechte Fabriksware war es, zu vielen Dutzenden nach einem geschmacklosen Modell erzeugt, mit einem nichtssagenden Gesichtchen und plumpen Körper.

Andreas Holzinger stand tief ergriffen. Da war derselbe Wunsch nach der Überwindung des Todes durch die Schönheit, der den Campo santo Italiens mit marmornen Gestalten bevölkerte, die der Reisende als Sehenswürdigkeit aufsuchen mußte; dieselbe Sehnsucht nach den Tröstungen durch die Kunst. Nur unzulänglich und armselig war ihre Erfüllung, der Sinn lag unter Gewöhnlichkeit und Geschmacklosigkeit verborgen, so daß ihn einer, der nicht selbst ein Künstlerherz hatte, kaum erkannt hätte. Andreas aber erfaßte ihn, und er gelobte sich, ihn von den Schlacken zu befreien und der armen Mutter rein und unendlich trostvoller wiederzugeben.

Der Schnee fiel dichter und blieb auf Kopf und Schultern des gipsernen Kindes liegen. Die Frau seufzte tief auf und strich dann mit einer unendlich linden, mütterlichen Bewegung dem Figürchen über Stirn und Schultern, wischte die Flocken weg, als streichle sie ein Lebendiges. Dann wandten sie sich zum Gehen, und vor dem Friedhofstor reichte die Frau Andreas die Hand zu wortlosem Abschied. Andreas verstand sie und ließ sie allein. — — — — —

*

Am selben Tag noch brach er bei seinem Freund, dem Bildhauer Willert ein, der neben dem Bireska-Tor ein lustiges, blaues Haus bewohnte. Willert setzte

einer schon halb aus dem Stein herausgeholten Brunnennixe mit gewaltigen Hieben zu. Eine Menge angefangener und zum Teil vollendeter Figuren stand im Atelier herum, in einer Ecke hockte etwas unter nassen Tüchern, wie das verschleierte Bild von Sais.

„Bruderherz!" schrie Willert in dem parodistisch überschwenglichen Ton aus den Zeiten des Übermutes, ließ den Meißel fallen und breitete die Arme aus. Die alte, lachende Freundschaft war da, eine Freundschaft, die keine Briefe braucht, die sich damit genügen läßt: einer ist da, irgendwo in der Welt, auf den man sich verlassen kann.

In dem warmen Empfinden dieser Freundschaft ging Andreas nach den ersten Begrüßungen und kurzgefaßtem Bericht über die Ergebnisse der letzten drei Jahre auf sein Ziel los.

Ob sich Willert erinnere, daß er die letzten beiden Prager Jahre bei einer Frau Steiner gewohnt habe.

O ja: Frau Steiner, das Muster, das Ideal, die ihm das Bummeln abgewöhnt habe, Motto: bleibe im Hause!

„Mach keine Späße", sagte Andreas, „der armen Frau ist ihr Kind gestorben. Wir haben das Mädel die Maus genannt, wie eine Maus schwänzelte und schlüpfte sie durch den Tag. Ich habe sie von ihrem dritten bis zum fünften Jahr gekannt — ich hab' sie sehr lieb gehabt . . . Jetzt liegt sie draußen und auf ihrem Grab steht eine niederträchtige Gipsfigur: „Der Winter." Du kannst dir das nicht vorstellen. Die arme Frau möchte etwas Schönes für dieses Grab und hat's nicht dazu. Du könntest helfen. Dir kommt's nicht darauf an. Du hast jetzt mit deinem Ariadne-Brunnen so großen Erfolg gehabt und Geld ver-

dient . . . hast du nicht etwas für ein armes Kindergrab?"

Willert hatte sein spöttisches Wesen abgetan. Er sah still vor sich hin und reichte dann Andreas die Hand: „Du bist ein guter Kerl." Dann ging er nach hinten und nahm die nassen Fetzen von dem verhüllten Ding. Das feuchte Tonmodell eines Reliefs stellte sich dar. In einem von Rosenzweigen umwundenen Medaillon spielte ein Kind zwischen einer üppigen Vegetation von ausgesprochen Willertscher Herkunft. Ein in schwerer Rüstung gepanzerter, hieratisch starrer Engel mit langen, schleppenden Flügeln sah aus einiger Entfernung zu. Die ganze Erfindung drückte den lieblichsten, trostreichsten Paradiesesgedanken aus.

„Du hast Glück", sagte Willert, „es hat mich gezwungen, dieses Ding zu machen, ganz ohne Zweck, ins Blaue hinein, als ob ich geahnt hätte, daß du kommen wirst . . . jetzt hat es seine Bestimmung. Du brauchst dich nicht mehr darum zu kümmern. Ich habe einen feinen blauen Granit. In zwei Monaten ist das Gipsscheusal von draußen fort."

Aber Willert war ein philosophischer Bildhauer, der bloße Augenschein genügte ihm niemals und in seinen behauenen Steinen steckte immer irgendein tiefer Gedanke. Und er begann Andreas mit einigem Stolz zu erläutern, daß dieses Relief nichts Geringeres bedeute, als die Versöhnung der Welt im Jenseits. „Siehst du, die Zweiteilung der Welt in Wille und Vorstellung ist aufgehoben. Das Kind ist der Wille, die Pflanzen sind die Vorstellung, sie spielen miteinander, darum bemerkst du auch, daß das Kind leicht ins Pflanzenhafte übergeht, während die Pflanzen leise

Andeutungen menschlicher Bildungen tragen. Der Engel aber ist die Ewigkeit, in deren Obhut dieser Übergang vor sich geht."

„Na ja — aber behalte das für dich", sagte Andreas.

Willert hielt Wort; nach zwei Monaten bekam Andreas einen der seltenen ungelenken, bündigen Schreibebriefe seines Freundes mit der Mitteilung, daß das Relief aufgestellt sei und aussehe wie zu Fleiß. Und dann kam auch ein Brief der Frau Steiner voll eines zaghaften Dankes, dessen mühsames Gestammel Andreas ihrer tiefen Ergriffenheit zuschrieb. Es war ihm fast, als müsse er sich seines plumpen Edelmutes schämen.

*

Ein Jahr später führte Andreas Holzinger sein Weg wieder durch Prag. Er hatte Frau Steiner gebeten, ihn auf dem Bahnhof zu erwarten, da sein Aufenthalt diesmal nur einige Stunden dauern sollte. Sie trug noch immer ihre tiefe Trauer, die sich um keinen Zug aufgehellt hatte.

„Wir wollen die Maus besuchen", schlug er vor. Sie erschrak, als fürchte sie eine Erneuerung des Schmerzes, und Andreas wollte schon von seinem Vorhaben abstehen, da erhob Frau Steiner die gesenkte Stirn und sagte mit klaren Augen: „Gut — gehen wir!"

Es war ein bitterkalter Wintertag, das Leben schien hastiger als sonst durch die Straßen zu laufen, um sich ein wenig zu erwärmen. Die Friedhoferde war hart gefroren, vereiste Schneekrusten waren über den Boden und über die Gräber gespannt. Immer langsamer ging die schwarzgekleidete Frau, als zögere sie

vor dem Ziel . . . aber dann standen sie vor dem kleinen Grab.

Es war genau so, wie vor einem Jahr. Das einfache Kreuz und die Gipsstatuette des „Winters“ — von Willerts fürstlichem Künstlergeschenk keine Spur.

Erstaunt sah sich Andreas nach der Frau um: „Ich habe doch geglaubt, daß . . .“

Ihr Blick war voll bittender Demut: „Ja — ich habe den Stein wieder wegnehmen lassen . . . verzeihen Sie mir, Sie haben es so gut gemeint.“

„Hat er Ihnen nicht gefallen?“

„Oh — er war schön“, sagt sie ehrlich und ohne zu zögern.

Andreas sann in sich hinein. Hatte ihr Willert von der Versöhnung der Zweiteilung der Welt in Wille und Vorstellung gesprochen?

„Willert hat Ihnen gesagt, was er sich dabei gedacht hat.“

Da sah er aber auch schon, daß Willert geschwiegen hatte, bedurfte gar nicht mehr des verwunderten Nein der Frau. Aber der Drang war übermächtig in ihm, den Dingen auf den Grund zu kommen, die geheimnisvollen Gefühle dieser Frau zu enträtseln, und es zwang ihn zu einer herben Frage: „Warum gefällt Ihnen diese Gipsfigur besser? Warum stellen Sie das Ding auf das Grab?“

Frau Anna sah ihn an: „Meine Maus friert in der kalten Erde.“ —

Da schämte sich Andreas Holzinger, schämte sich, daß er die Frau nicht verstanden hatte. Und empfand die Ohnmacht aller Tröstungen der Kunst vor der tiefen Weisheit dieses schlichten Muttergefühles. Sie hatte das Fremde in dem Stein gefühlt, den kalten

Gedanken, der das Werk belastete und ihrem inneren Begreifen widerstand. Was war ihr die Versöhnung der Zweiteilung der Welt? Aber die Maus fror in der kalten Erde. Das war das bittere Muttergefühl, das Nächste, das Faßliche. Mit ihm hatte sie die schlechte Gipsstatue des Winters belebt, diese Gestalt des frierenden Kindes, das sich die Händchen über dem Feuer wärmen will.

Er stand mit hängenden Händen und gesenktem Blick. Es war ihm, als gehe von diesem Grab ein trauriges Licht aus, das ihm manches erhellte, was ihm in seiner Kunst und ihren Wirkungen bisher fremd geblieben war: die Gleichgültigkeit aller Form vor dem Gefühl.

Und er verstand jetzt auch, warum sie sich damals nicht gefunden hatten . . .

Der starke Mann

Als Peter Wessel in seiner Vaterstadt Drontheim in Norwegen Ratsherr geworden war, richtete er den Blick auf sein nächstes Ziel; das war, Bürgermeister zu werden. Dazu aber war es notwendig, seinen Namen noch mehr in der Leute Mund zu bringen und auch noch etwas mehr zu Wohlstand zu kommen, damit man dann um so gastfreier hausen könnte.

Wohlstand und Ruhm waren aber damals in kurzem nirgends leichter zu erlangen als auf dem Meere. Denn der spanische Erbfolgekrieg hatte die Staaten Europas so durcheinander geworfen, daß das Mein und Dein auf der See zum leeren Schall geworden war und daß ein tüchtiger und entschlossener Mann sich auf einer einzigen kühnen Fahrt zu größerem Reichtum bringen konnte als in zehn arbeitsreichen Jahren auf dem Lande.

Peter Wessel warb also zwei Dutzend braver Burschen an, rüstete sein Schiff, die „Anna Katharina" mit Waffen und Proviant aus und nahm Abschied von Weib und Kindern.

„Und bring mir auch einen Franzosen mit", sagte die stattliche Anna Katharina, nach der Wessels Schiff geheißen war, „ich möchte mir so ein zappliges Männlein wohl anschauen."

Peter Wessel versprach es und stach in See. Auf der

Höhe von Ostende nahm er den ersten französischen Kauffahrer weg. Aber es war ein armseliger Fang, das Schiff ein alter, wurmstichiger Kasten, die Ladung bestand bloß in Häuten, so daß der Kapitän nur einen Teil davon wegnahm. Weniger des Gewinnes wegen, als um nicht ausgelacht zu werden, daß er mit leeren Händen abziehen mußte. Dann ließ er das Schiff wieder frei und setzte seine Fahrt weiter fort.

Vor Dieppe aber sichtete ihn eine französische Korvette und machte sogleich auf ihn Jagd.

„Kapitän", sagte sein erster Steuermann, nachdem sie eine Weile vor dem Winde gesegelt waren, „ich glaube, das Ding nimmt ein böses Ende. Die haben mehr Leinwand als wir. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie uns erwischen. Wie ich an Bord gegangen bin, ist mir eine schwarze Katze über den Weg gelaufen."

„Geh in die Kajüte und nimm dir einen Aquavit", sagte Peter Wessel und stellte sich selbst ans Steuer.

Aber es half nichts, daß der Kapitän selbst steuerte, Johannsen sollte Recht behalten. Nach einer Weile löste die Korvette einen Schuß, und die Bramstange stürzte krachend auf das Deck. Da gab auch Peter Wessel aus einer seiner drei Kartaunen einen Schuß auf den Feind ab. Darauf antwortete das Kriegsschiff aus drei Geschützen, so daß der Fockmast draufging und Abel Garborg aus Gudvangen die Mütze vom Kopf gerissen wurde.

Peter Wessel war nicht nur ein kühner, sondern auch ein kluger Mann und zog die weiße Flagge auf. Die Korvette kam heran und legte sich neben die „Anna Katharina", aus acht Rohren, an deren Ende die Kanoniere mit brennenden Lunten standen,

hinüberdräuend, Monsieur Annibal d'Estafette ließ sich hinüberrudern und teilte Peter Wessel im Namen des Königs mit, daß er gefangen sei und über ihn und sein Schiff vom Prisengericht entschieden werden würde.

So kam Peter Wessel in einen dicken, runden Turm am Meer, dessen Oberstock er bezog, während seine Leute im Erdgeschoß untergebracht wurden. Er war über sein Geschick gar nicht verwundert oder erzürnt, denn als ein kluger Kaufmann hatte er von vornherein auch diesen Ausgang in Rechnung gezogen. Es galt jetzt nur, wieder frei zu werden, der Verlust würde schon später einzubringen sein.

Um nicht eine unziemliche Eile an den Tag zu legen, ließ er zunächst zwei Wochen verstreichen. Dann bat er seinen Wächter, ihm die Erlaubnis zu erwirken, an seine Frau schreiben zu dürfen, damit sie inzwischen daran gehen könne, das Lösegeld zusammenzubringen, das ihm das Prisengericht auferlegen würde.

Nicolas, der Turmwächter, war seit kurzer Zeit verheiratet und sehr glücklich mit seiner jungen Frau und daher wirkte die Vorstellung einer trauernden Gattin sehr mächtig auf sein biederes Gemüt.

„Du wirst sie wiedersehen", sagte er tröstend, „mach dir nichts daraus. Wenn du eine Frau hast und Freunde, so wirst du bald frei sein." Dann fiel ihm ein, daß er seit acht Tagen um ein seliges Geheimnis wußte, und er fragte voll Anteil: „Hast du auch Kinder?"

„Oh ja! Zwölf Söhne und sechs Töchter."

Zuerst sah ihn Nicolas ganz erstarrt an, dann schlug er sich mit beiden Händen auf die Schenkel und tanzte unter einem brüllenden Gelächter in der Stube herum.

„Du bist ein Spaßvogel", sagte er endlich, keuchend, mit halb erstickter Stimme, „du bist der lustigste Gefangene, der mir noch je vorgekommen ist."

„Ich weiß nicht, was es daran so Lächerliches gibt", antwortete Peter Wessel ernsthaft. „Kinder sind große Mühe und Sorge."

„Und gar gleich achtzehn . . . Damit kannst du ja ein ganzes Dorf bevölkern . . . wie viel Söhne sind es doch?"

„Zwölf Söhne und sechs Töchter", antwortete der Norweger, „und vier sind uns gestorben."

„Höre du, Kapitän", sagte der Kerkermeister kopfschüttelnd, „bist du selbst ein Narr, oder willst du dir aus mir einen Narren machen? Das gibt es doch nicht, das läßt die Natur nicht zu. In der ganzen Bretagne — ach was, in ganz Frankreich gibt es niemanden, der achtzehn Kinder hätte. Wenn es einer bis zu vieren bringt, dann verwundert man sich in der ganzen Gegend."

„Du brauchst es mir ja nicht zu glauben, wenn es dir nicht paßt", sagte Peter Wessel ärgerlich und wandte sich ab.

Monsieur Nicolas ging. Aber am Abend, zu einer Zeit, zu der der Wächter sonst nicht zu kommen pflegte, rasselte es an der Tür, so ungewöhnlich lange und mühsam, als versuche jemand das Schloß zu öffnen, der mit dieser Arbeit nicht recht vertraut war. Endlich ging die Türe auf und eine junge Frau kam herein. Der Norweger hatte sie schon einige Male unten im Hof gesehen. Es war die Frau des Wächters; sie war sehr rot im Gesicht und blieb verlegen an der Türe stehen.

Peter Wessel sah sie freundlich an und wartete

schweigend, was sie wohl von ihm wünschen würde.

Eine rote Abendwolke warf ihren Schimmer in die Stube, so daß die Röte auf dem Gesicht der hübschen jungen Frau noch höher zu steigen schien. „Verzeihen Sie", sagte sie endlich, „ist es wahr, daß Sie zwölf Söhne und sechs Töchter haben? Mein Mann hat mir gesagt..."

„Er hat Ihnen die Wahrheit gesagt, Madame", antwortete Wessel so freundlich, als es die Verwirrung und das reizende Gesicht der jungen Frau zu verdienen schienen, „es sind achtzehn im ganzen — und vier sind uns gestorben."

„Oh Gott, oh Gott", stammelte sie, „wie ist dies möglich...?" Peter Wessel lächelte.

„Mein Herr, Sie wollen uns hier bloß zum besten halten!"

Gegen so viel liebenswürdige Bestürzung war es unmöglich, ungehalten zu werden. Der Kapitän behielt seine freundliche Miene: „Sie dürfen es mir glauben; ich schwöre Ihnen, daß es die Wahrheit ist."

Madame Nicolas zog sich schleunig zurück, wie aus dem Käfig eines starken Tieres, über dessen Gefährlichkeit man sich nicht ganz im klaren ist.

Von diesem Tage an begann Peter Wessel die Rolle einer Art von Sehenswürdigkeit zu spielen. Zunächst fanden sich die Familien des Monseur Nicolas und seiner jungen Gattin ein, um den starken Mann zu betrachten. Die Mädchen lachten, stießen sich an und flüsterten, die älteren Frauen sahen ihn neugierig an, die Männer reckten sich auf und zogen die Schultern zurück, um ebenso hoch und breitschultrig zu erscheinen wie er. Der achtzigjährige Urgroßvater Anselme aber war wütend. Er fauchte giftig: „Nein, nein,

nein ... das soll ihm glauben, wer will ... mich wird er nicht zum Narren machen."

„Aber Großvater", sagte Marion ganz entrüstet, „wenn er doch geschworen hat ... er wird doch nicht eine solche Sünde auf sich laden." Und alle fielen über den alten Anselme her, weil er dem Wundermann nicht die Ehre antun wollte, die ihm gebührte.

Später kamen dann die entfernteren Basen und Vettern und zuletzt auch Fremde aus Stadt und Land. Man lief von weit her zu dem Turm, in dem der berühmte Norweger saß, man ließ es sich etwas kosten, man scheute weder schlechtes Wetter noch die Unbilden der Reise, und nach und nach bürgerte sich der Gebrauch ein, dem Gefangenen ein Geschenk zurückzulassen: Kleidungsstücke, Leckerbissen und vor allem Geld, das ja alle Möglichkeiten von Lebensverbesserungen in sich schließt.

Der Wächter Nicolas fuhr dabei nicht schlecht. Auch für ihn fiel so mancher gute Bissen und so manches Stück Geld ab. Mit Bewilligung des Obersten Deschamp, der nicht umhin gekonnt hatte, als Kommandant des Turmes seinem Gefangenen einen Besuch abzustatten und ihm seine Hochachtung zu bezeigen, brachte er System in die Abgaben. Er begann von den Fremden ein bestimmtes Eintrittsgeld zu erheben, das er für den kleinen Monsieur Nicolas zurücklegte.

Peter Wessel ließ sich den Zulauf ruhig gefallen. Er war so weit Philosoph, um sich zu sagen, daß ihm sein Widerstand wenig genützt hätte und daß von seiner inneren Würde wenig verloren ging, wenn er unter dem Zwang der Verhältnisse die Neugierde der Bretagner über sich ergehen ließ. Er blieb höflich und

ruhig, gab, ohne sich gerade in weitläufige Gespräche einzulassen, jedermann bereitwilligst Auskunft über seine Lebensumstände und seine Familie. Von seinen Einnahmen ließ er auch seiner Mannschaft im Erdgeschoß des Turmes einen Anteil zukommen, so daß sie sich manchmal ein Glas Wein vergönnen konnten. Wenn dann ein norwegisches Seemannslied auf den Hof hinausgebrüllt wurde, dann ging Peter Wessel in seinem Zimmer auf und ab, mit auf den Rücken verschränkten Armen und einer steilen Falte zwischen den Augenbrauen.

Eines Tages kam der Wächter Nicolas sehr eifrig und fast bestürzt zu seinem Gefangenen und rief ihm zu: „Machen Sie sich schnell fertig, Kapitän . . . ein Wagen ist unten. Sie sollen dem Herrn Grafen d'Urville vorgestellt werden. Man schickt um Sie. Der Herr Oberst hat es erlaubt, daß Sie den Turm verlassen.'' Seit Peter Wessel ein wohlhabender Mann und für Nicolas eine Quelle von Einkünften geworden war, hatte der Wärter das respektlose Du, das er sonst seinen Pfleglingen gegenüber anwendete, aufgegeben.

Der Norweger zog sich ruhig an und folgte dem Wächter in den Hof. Da stand die Glaskutsche des Herrn Grafen d'Urville, und von vier bewaffneten Reitern umgeben wurde Peter Wessel in ihr auf das Schloß gebracht. Der Graf war der einflußreichste Mann der ganzen Bretagne. Wenn er aber noch nicht verlangt hatte, den berühmten Norweger zu sehen, so lag das bloß daran, daß er erst vor kurzem aus Paris auf sein Schloß gekommen war.

Nach einer Stunde stand Peter Wessel im chinesischen Zimmer des Schlosses. Die Wände waren mit Porzellankacheln ausgelegt, mannshohe Vasen

schmückten die Ecken und Nischen. Der Graf und die Gräfin sahen dem Gefangenen interessiert entgegen. Auch der Obest Deschamp war da.

„So sehen also die Männer aus, die von sich sagen dürfen, sie haben zwölf Söhne und sechs Töchter!" sagte die Gräfin lächelnd.

Peter Wessel stand ruhig inmitten des Zimmers. Sein Scheitel stieß fast an den Kronleuchter, der mit vielen leise klirrenden Porzellanglöckchen von der Decke herabhing. Es sah aus, als könne er mit einer einzigen Armbewegung alle die Zierlichkeiten und Zerbrechlichkeiten dieses Raumes hinwegfegen, mitsamt dem Grafen, der Gräfin und dem Obersten Deschamp.

„Ja, ja", sagte der Graf, „solche Menschen bringt nur noch der Norden hervor." Die Gräfin warf ihm einen Blick zu, der besagte, es wäre für ihn besser, jetzt nicht zu sehr im Vordergrund zu bleiben. Mit seiner fein gekräuselten Perücke und den schmalen Handgelenken, die aus den zarten Spitzen der Ärmel hervorkamen, sah der Graf selbst wie das Erzeugnis einer chinesischen Porzellanfabrik aus.

Der Oberst lenkte den Blick der Gräfin auf sich. Seine Mienen fragten, ob er zuviel versprochen habe und ob man mit ihm zufrieden sei.

„Stehen Sie auf, Oberst", sagte die Gräfin, „und stellen sie sich einmal neben Ihren Gefangenen."

Deschamp gehorchte. Er war um mehr als einen ganzen Kopf kleiner. „Oh", lachte die Gräfin, „ich habe gar nicht gewußt, daß Sie so klein sind. Herr Peter Wessel hat allen Anspruch darauf, uns glaüben machen zu wollen, daß es möglich ist, so viel Kinder zu haben."

„Es scheint, daß mir Euer Gnaden keinen Glauben schenken", sagt Peter Wessel.

„Sie können das leichtgläubige Landvolk betören, lieber Kapitän, nicht mich. Immerhin freue ich mich, daß der Anschein eine solche Täuschung gestattet. So viel Kraft ist immer ein erfreulicher Anblick."

Der Norweger dachte ein wenig nach: „Ich kann Euer Gnaden von der Wahrheit meiner Worte überzeugen", sagte er dann.

„Sie machen mich noch neugieriger. Wenn Ihnen das gelingt, so will ich dafür sorgen, daß das Lösegeld für Sie aufgebracht werden soll." Die Augen der Gräfin blickten auf wie ferne Leuchtfeuer. Ihre Blicke senkten sich hohnvoll auf das Gesicht des Grafen, dann auf das des Obersten. Ihre Lippen spielten mit einem nicht freigelassenen Lächeln. Dann schlug sie die Augen zu Peter Wessel auf, wie Chloe in einem Schäferspiel: „Und wie wollen Sie mir das beweisen, Kapitän?" fragte sie.

„Es ist sehr einfach, Euer Gnaden", sagte Peter Wessel, „es gibt ein Bild, auf dem wir alle zusammen dargestellt sind. Ich und Anna Katharina und das ganze Volk. Gestatten Sie mir, einen Brief nach Drontheim zu schreiben, daß meine Frau das Bild schicken soll..."

„Das wäre freilich ein vollkräftiger Beweis", beeilte sich der Oberst zu sagen, „ich erlaube mir zu bemerken, daß ich es für angemessen halte, ihm das zu gestatten."

Die Gräfin hatte die Füße auf das Taburett vor ihrem Stuhl gestellt und saß nun da, mit hochgezogenen Knien, den Oberkörper weit zurückgelehnt und schaute Peter Wessel an. Es war ein lautloses Geläch-

ter in diesem Blick. Die Mundwinkel zogen sich herab, die feine Nase wurde ganz weiß.

„Ja, gewiß", sagte sie endlich, „schreiben Sie also Ihrer Frau, mein lieber Peter Wessel."

„Ich will den Brief dem Sekretär Euer Gnaden diktieren, damit jeder Verdacht ausgeschlossen ist, ich könnte mit meiner Frau irgendeine Verabredung haben."

Die Gräfin war damit einverstanden, ließ den Sekretär rufen und Peter Wessel diktierte ihm einen Brief, in dem er mit kurzen Worten um jenes Familienbild bat, damit er sich in seiner Gefangenschaft am Anblick seiner Lieben erfreuen könne. Dann fügte er hinzu, Anna Katharina möge sich mit dem Aufbringen des Lösegeldes nicht weiter bemühen; es sei die beste Aussicht vorhanden, daß das Lösegeld hier für ihn erlegt werden würde.

Nachdem er diesen Satz beendet hatte, blickte er die Gräfin fragend an.

„Ich habe es versprochen", sagte sie. —

Es traf sich eine günstige Gelegenheit zur Beförderung des Briefes. Man konnte ihn einem norwegischen Kauffahrer mitgeben, der unter französischer Flagge fuhr. Peter Wessel saß wieder in seinem Turm und empfing die Besuche der Neugierigen. Sein Ruhm strahlte über die ganze Bretagne hin. Von Woche zu Woche vermehrte das Gerücht die Zahl seiner Kinder. Pierre Remoulade, der Stadtdichter von Brest, verfaßte eine Ode, in der er Peter Wessel mit Priamus verglich. Das Beispiel der Gräfin d'Urville zog die Anteilnahme des ganzen Adels nach sich.

Sechs Wochen später brachte der norwegische Kauffahrer das Bild und einen Brief von Anna Katharina.

Peter Wessel sandte sogleich Nachricht auf das Schloß und wurde für den nächsten Tag zur Audienz befohlen.

Man erwartete ihn wieder in dem chinesischen Zimmer. Er ging mit kräftigen Schritten auf die Gräfin zu, daß die Porzellanglöckchen des Kronleuchters baumelten und bimmelten und überreichte ihr mit einer Verneigung das Bild.

Es war das Werk eines mäßigen Meisters und durch nichts weiter bemerkenswert als durch die Kunst, eine so große Anzahl von Personen auf einen Raum zusammenzudrängen, der nicht größer war als die Fläche eines Handspiegels. In der Mitte saßen Peter Wessel und Anna Katharina und rundum reihte sich die ganze Schar der Kinder.

Die Gräfin betrachtete das Bild. Dann brach sie in ein lautes Gelächter aus: „Mein Gott, es ist also wahr. Und alle — alle sehen dem guten Kapitän so ähnlich, wie es ein Vater nur wünschen kann."

Peter Wessel stand stolz und strahlend da: „Und ich möchte nur erwähnen, daß dieses Bild nicht vollständig ist. Mein jüngster Sohn fehlt darauf. Meine Frau hat mir geschrieben, daß er vor fünf Wochen angekommen ist."

Da bekam die Gräfin einen Anfall von Lachen, der sie zu ersticken drohte. „Sie haben sich Ihr Lösegeld redlich verdient", sagte sie endlich. „Es ist zusammengebracht und es liegt für Sie bereit. Ich habe es mir angelegen sein lassen, Sie wieder bald in Anna Katharinas Arme zurückzuführen. Aber sagen Sie mir nur, mein lieber Kapitän, es gibt doch so viele Frauen auf der Welt . . ."

„Ich habe nie eine andere Frau geliebt", sagte Peter Wessel ernsthaft.

Da wandte die Gräfin den Kopf ihrem Gatten zu und faßte ihn scharf ins Auge. Der Graf räusperte sich und zog die zierlichen Ärmelspitzen über die schmalen Handgelenke hinab. Babette, die hübsche Zofe, die eben mit einem Tablett voll gefüllten Weingläsern ins Zimmer getreten war, beeilte sich hinauszukommen.

„Stoßen Sie an, meine Herren", sagte die Gräfin, „auf das Wohl unseres Gefangenen, der heute ein freier Mann wird." —

Als Peter Wessel nach Abstattung seines schuldigen Dankes gegangen war, lehnte die Gräfin in ihrem Stuhl und sann lächelnd vor sich hin, während der Oberst das Ereignis in zierlichen Sätzen besprach, die dem Stil Pierre Remoulades nachgebildet waren.

„Mein lieber Oberst", unterbrach ihn die Gräfin nach einer Weile, „wissen Sie, warum die Riesen, von denen in den Sagen erzählt wird, von den Menschen vernichtet worden sind?"

„Nein", sagte Oberst Deschamp ganz verblüfft.

„Weil sie ebenso dumm waren, als stark und groß." —

Peter Wessel kam im September nach Drontheim zurück.

„Du bringst mir also keinen Franzosen mit?" fragte Anna Katharina.

„Nein ... man müßte doch immer Angst haben, daß man ihn zerbricht. Diese Franzosen — sie sind ein sonderbares Volk. Sie wundern sich, wenn man Kinder hat." Das war im September.

Im Mai bescherte Frau Anna Katharina ihrem Gatten seinen vierzehnten Sohn.

Ein Gottesurteil

Von allen Wochentagen liebte der kleine Toni den Samstag am wenigsten. Das war der Tag, an dessen verdämmerndem Ende der Vater aus der Fabrik kam, wo er die ganze Woche über arbeitete, und die so weit von der Stadt entfernt war, daß er nur über den Sonntag heimkommen konnte. Nicht, daß Toni seinen Vater nicht gern gehabt hätte. Aber der Vater brachte einen so üblen Geruch mit, war so schmutzig und verschwitzt, und wenn man seine Hände ansah, so mußte man sogleich an die ungeheuren schwirrenden Maschinen denken, vor denen Toni eine solche Angst hatte, seitdem er einmal mit der Mutter in einer Spinnerei gewesen war.

Das wäre jedoch nicht das Schlimmste gewesen. Denn wenn der Vater eine Weile daheim war und sich gewaschen und umgezogen hatte, dann verschwand der üble Geruch und seine Hände wurden ganz anders und erinnerten nicht mehr an die Maschinen, die dem Toni in seinem ahnungsvollen Träumen die grausamen Schicksalsmächte waren, an die er sein Leben ausgeliefert fühlte.

Aber etwas anderes blieb. Und das war die üble Laune, in die der Vater verfiel, kaum daß er eine Weile daheim war. Daß die Mutter sich auf den Samstag-

abend freute, der den Vater bringen sollte, das wußte der Toni. Und auch der Vater trat ganz fröhlich und wie mit einem Lied auf den Lippen ein. Sobald die beiden Menschen aber beisammen waren, begann ein Reiben wie von Holz gegen Holz, es kam zu Vorwürfen, dann zum Wortwechsel und schließlich zu lautem Zank.

Toni behielt von dem Inhalt dieser Streitigkeiten nur so viel, daß die Mutter von dem Vater verlangte, er solle sie heiraten, und daß der Vater sich weigerte, es zu tun. Ein Wort blieb ihm im Gedächtnis, daß der Vater einmal gesprochen hatte und das Toni lange nicht ins klare bringen konnte. Das lautete: „Nichts zu nichts gibt wieder nichts". Obwohl Toni seiner Bedeutung nicht sicher war, erschien ihm dieses Wort doch schon seinem bloßen Klang nach das trostloseste, das er je gehört hatte. Aus diesen Zänkereien zwischen Vater und Mutter formte Toni eine absonderliche Vorstellung vom Heiraten. Es war ihm wie ein Tor, durch das man nur zu gehen brauchte, um gleich in einer anderen Welt zu sein, die viel heller und freundlicher war. Der Vater besaß den Schlüssel zu diesem Tor, aber er weigerte sich, ihn herzugeben.

Es kam vor, daß der Vater, wenn ein solcher Zwist ausgebrochen war, davonlief und erst am Sonntagmorgen heimkam. Dann legte er sich ins Bett und schlief bis in den hohen Mittag hinein. Die Mutter ging still herum und weinte vor sich hin. Da war dann für Toni über allen Dingen ein grauer Überzug, wie er ihn einmal im Salon der verwitweten Frau Majorin im ersten Stock auf allen Möbeln gesehen hatte. Denn er liebte seine Mutter und stand im Herzen zu ihr, indem er in seinem kindlichen Sinnen annahm, daß alle

Mütter ein Recht darauf hätten, durch jenes Tor einzugehen.

Und er mußte der Nachbarin recht geben, die im Winter oder an Regentagen seine Zuflucht war. Die Mutter ging nämlich in die Häuser, um für die Leute zu waschen, und Toni war viel allein. Im Sommer lief er auf der Gasse herum, aber in der rauhen Jahreszeit oder bei bösem Wetter flüchtete er zu der Nachbarin, die ihn in ihrer Küche sitzen ließ, wo es zwar finster, aber doch wenigstens warm war. Nun, und diese Nachbarin pflegte zu sagen: „Dein Vater ist ein schlechter Mensch, Toni, er tut gegen deine Mutter nicht seine Schuldigkeit." Das Wort Schuldigkeit kannte Toni aus dem Vaterunser, wo von Schuldigern die Rede ist, und er wußte also, daß es etwas Ernstes und Strenges ist, dem sich niemand entziehen sollte.

Die Bedeutung des Heiratens wuchs für Toni aber erst mit seinem Eintritt in die Schule aus dem Bereich des Bildes in die Unerbittlichkeit der Realitäten. Toni stand mit einemmal vor der Entdeckung, daß alle anderen Kinder so hießen wie ihr Vater, während er mit dem Namen seiner Mutter aufgerufen wurde. Auf die vorwitzige Frage eines Jungen verzog der Lehrer sein Gesicht und erklärte dann kurz, das komme daher, weil Tonis Vater seine Mutter nicht geheiratet habe. Toni trug nun die Mitwisserschaft der anderen wie eine Last und mußte ihr Gelächter und ihre Späße über sich ergehen lassen.

Eines Samstags kam ein Seiltänzer in die Stadt. Ein grüner Wohnwagen wurde von zwei betrübten, kopfnickenden Gäulen über das holperige Pflaster des Hauptplatzes gezogen und machte gerade vor dem alten Brunnenbassin mit dem wildbewegten Neptun

halt. Toni sah den Aufzug vom Fenster des Zimmers seiner Eltern, das unter dem Dach eines dreistöckigen Hauses gelegen war. Er lief sogleich hinunter, um das Unbekannte, dieses Stück Fremde, das da angekommen war, in der Nähe zu sehen.

Aber als er sich zu dem Wagen durchgedrängt hatte, stand schon ein Polizeimann da und wetterte mit den Leuten. Es wäre nicht erlaubt, hier mitten auf dem Hauptplatz stehenzubleiben und sie sollten sich mit ihrem Gerümpel vor die Stadt hinausscheren. Da setzte sich der eine der beiden Männer wieder auf den Kutschbock, gab den Gäulen den Peitschensegen, und der Wagen polterte auf dem Pflaster weiter, der Wiener Gasse zu. Toni zog mit einer ganzen Schar von Neugierigen hinterdrein.

An der Ecke der Wiener Gasse aber erwischte ihn der Vater. Er schien in schlechter Laune, umschloß die kleine Hand des Knaben mit seiner großen Faust und zog ihn wortlos fort. Toni sah ängstlich auf diese unbarmherzige Hand nieder, deren Rücken mit rauhen Borsten bestanden war, er fühlte die schweißigen Innenflächen und dachte erbittert an die Zänkereien, die er nun wieder anzuhören haben würde.

Es dauerte auch wirklich nicht lange und der Streit hatte begonnen. Einer der Arbeiter aus der Fabrik war vor einem Jahr nach Amerika gegangen und heute hatte man einen Brief von ihm vorgelesen, in dem der Ausgewanderte schilderte, wie gut es er getroffen hatte und daß er jetzt das Zehnfache dessen verdiente, was er in der Heimat hatte erarbeiten können. Der Vater sah eine weite Straße vor sich, von der er wußte, sie müsse einmal in eine große Halle münden, und er konnte sie nicht gehen, denn er fühlte sich

zurückgehalten. Er war gefesselt und gelähmt. Die Mutter aber war heute bei der Beichte gewesen und hatte schwere Bedenken und Gewissensängste aus dem Beichtstuhl mitgebracht. Ihrem ganzen Leben war das Brandmal der Sünde und Schande aufgeprägt. Der Priester hatte gedroht, ihre das nächstemal die Absolution zu verweigern, wenn bis dahin ihre Sache nicht in Ordnung wäre. Und nun setzte sie dem Vater gerade in einem Augenblick besonders zu, in dem dieser gegen die leichteste Mahnung an seine Gebundenheit empfindlich gewesen wäre.

Toni sah den schlimmen Ausgang heraufkommen wie eine schwarze Wolke. Er fühlte fast körperlich, wie die Worte immer gröber und kantiger wurden. Diese zusammengezogenen Augenbrauen, dieses Abwenden der Blicke, dieses Anschwellen der Stirnadern kannte er an seinem Vater als böse Vorzeichen. Ein Zittern ging durch seinen Körper. Er war nicht imstande, das zu ertragen, er mußte fort.

Leise, von den Streitenden unbemerkt, schlich er aus der Türe. Unten auf dem Hauptplatz stand er still und sah zu dem grünen Himmel empor. Die Worte, die er gehört hatte, klangen noch in ihm nach. Da war eines, das schwang besonders stark und hell: Amerika! Tonis Augen hingen an dem grünen Abendhimmel. Er hatte die Vorstellung von unendlichen Wäldern, von unermeßlichen Ebenen, an deren Rand eine zackige Wand schwarzer Fabriken stand. Zum erstenmal war er nicht ganz und ohne Einwände auf seiten der Mutter. Es war etwas in ihm, das ihm seinen Vater näher brachte, ein schüchternes Begreifen, ein Finden in gemeinsamem Sehnen.

Der alte Lebwohl kam vorüber, der Zettelankleber,

mit einem Pack Plakate unter dem Arm und mit Kleistertopf und Pinsel. An der nächsten Straßenecke wählte er mit kundigem Blick einen günstigen Platz, dann pappte er sorgsam einen roten Zettel auf die Mauer. Toni stand hinter ihm und buchstabierte. Der Seiltänzer hatte also doch noch die Erlaubnis zum Auftreten erwirkt. Da stand, daß Richard Richardson, genannt der fliegende Mensch, morgen am Sonntag um 11 Uhr vormittags auf dem gespannten Drahtseil über den Hauptplatz gehen werde. Und darunter stand: „Blondin II. Der Gang durch die Luft. Aufforderung. Ich werde mir erlauben, jedermann, der sich meldet, auf dem Rücken über das Seil zu tragen. Jedermann ist höflichst eingeladen. Gänzlich gefahrlos. Belohnung fünf Gulden."

Toni hatte auf einmal das Verlangen, noch heute die Seiltänzer zu sehen, den grünen Wagen, der durch die Welt fuhr, dieses Stück Fremde, das auf einmal in die alte Stadt hereingekommen war. Er lief die Wiener Gasse hinab, über die Brücke und jenseits wieder den Berg hinauf, zum Gasthaus „Zur Sonne", wo der grüne Wagen der Seiltänzer auf der Wiese stand.

Die Truppe bestand aus zwei Männern, zwei Frauen und einer Menge von Kindern in verschiedenem Alter. Sie hatten unter einem großen Feldkessel Feuer gemacht, die Flammen leckten übermütig die geschwärzten Kesselwände hinan; ab und zu hob eine der beiden Frauen den Deckel ab, gab noch eine Handvoll Zutat in das Gebrodel oder rührte mit einem großen Kochlöffel darin. Die Männer besorgten die Pferde und die Kinder spielten zwischen den Rädern des Wagens wie die jungen Hunde. Das geschah alles so unbefangen, als ob diese Menschen

irgendwo auf öder Heide allein wären und nicht inmitten eines Kreises von Leuten, deren Staunen und Neugierde an ihnen hing. Man konnte sehen, daß sie die Äußerungen bürgerlicher Verwunderung, dieser Überlegenheit der Landsässigen, in der sich ein wenig quälender Neid verbirgt, gewöhnt waren. Sie blieben ruhig, von den spöttischen Blicken und halblauten Bemerkungen unberührt, gleich stumpf gegen Mitleid und Gehässigkeit.

Toni Melicher dachte, es müsse sehr schön sein, in einem grünen Wagen durch die Welt zu fahren, vielleicht bis nach Amerika, jeden Abend in einer anderen Stadt; sich dann zu lagern, Feuer unter dem Kessel zu machen und sich daran zu gewöhnen, sich von den Leuten dabei angaffen zu lassen.

Zwei Jungen, die unweit von Toni standen, stießen sich an.

„Du, der Toni ist da", sagte der größere, „komm hinüber, wir schmeißen ihn in den Graben . . ."

„Der kann sich Montag freuen, wenn er in die Schul' kommt", erwiderte der andere, „ich bin neugierig, was für eine Straf' er kriegt."

„Also komm", drängte der größere, „was haben wir davon, vielleicht redet er sich raus . . . es ist besser, wir hauen ihn selber durch."

Aber als sich die beiden Jungen zwischen den Beinen der Erwachsenen zu Tonis Platz hingewunden hatten, war der fort. Er hatte seine Feinde bemerkt und saß jetzt im Holundergebüsch drüben auf dem Abhang. Er fürchtete sich nicht vor ihnen und hätte es gewagt, es mit beiden aufzunehmen, aber es war vorauszusehen, daß sich einer der Erwachsenen in die Balgerei einmengen und Toni ins Unrecht setzen

würde. Es war selbstverständlich, daß er immer Unrecht erhielt. Heute erst, nach der Schule, hatten ihn die beiden verhöhnt und dann tätlich angegriffen. Als er sich dann aber zur Wehr gesetzt hatte, war der Herr Lehrer dazugekommen und hatte ihm für Montag eine Strafe versprochen.

Von seinem Platz im Holundergebüsch sah Toni das ganze Lager der Seiltänzer. Er fühlte das Feuer wie zwei winzige glühende Punkte im Hintergrunde seiner Augen brennen. Der Anblick seiner Feinde hatte ihn an die Strafe gemahnt, die ihm in der Schule bevorstand. Das ließ sich jetzt nicht mehr wegdenken. Es brannte irgendwo in seinem Leib wie das Feuer in seinen empfindlich gewordenen Augen.

Toni saß lange im Holundergebüsch, so lange, bis sich alle Neugierigen unten verlaufen hatten und bis sich die Seiltänzer anschickten, ihr Lager aufzusuchen. Dann kam er hervor und ging geradeswegs auf einen der beiden Männer los. „Was willst du denn, Kleiner?" fragte der verwundert, als Toni vor ihm stehenblieb.

Toni hatte seine Worte längst vorbereitet und glaubte sie fertig auf der Zunge zu haben; aber nun brachte er dennoch nichts heraus. Endlich sagte er: „Können Sie mich nicht gebrauchen?"

„Komm einmal her, Wenzel", rief der angesprochene Mann den Kameraden an, „da ist jemand, der sich zu unserer Truppe meldet. Ich glaube, eine erste Nummer, was?"

Der zweite Seiltänzer war ein langer, magerer Mensch mit einem gelben Gesicht. Er hatte sich im Küstenland die Malaria geholt und konnte sie nicht recht los werden. Er kam herbei, stellte sich vor Toni

auf und betrachtete ihn genau. Dann brach er in ein Gelächter aus. „Was kannst du denn alles?“ fragte er.

„Ich kann nur Kopfstehen und auf den Händen gehen. Aber ich kann alles lernen.“ Toni hatte eine unbestimmte Vorstellung davon, daß solche Seiltänzerbanden kleine Jungen anwerben und zu Kunststücken abrichten. Er war bereit, sich alle Glieder verrenken zu lassen und eine Hungerkur durchzumachen, um sein Ziel zu erreichen.

Die ganze Truppe war aufmerksam geworden und herangekommen. Die Kinder umstanden den fremden Jungen und lachten ihm ins Gesicht.

Der lange Seiltänzer hatte seltsame, mattglänzende Fieberaugen, die einen starren Blick auf den Buben hefteten. Es war Toni, als sähe ihn der Tod an. Und jetzt grinste der Mann wieder. „Nein, mein Lieber“, sagte er, „was denkst du denn so? Das kommt nur in den Räubergeschichten vor. Da wäre die Polizei schön hinter uns her. Und dann ... schau dir nur einmal die Bande an. Neun Stück. Alle unsere eigenen. Wenn sich die ihre Knochen brechen, so geht es niemand etwas an. Was sollen wir mit dir anfangen? Wir brauchen dich nicht.“

Toni Melicher ging ganz betrübt davon. Er hatte in dieser Stunde wirklich alle Hoffnung auf diese eine Möglichkeit gesetzt. Ein plötzlich aufflammendes Licht war wieder erloschen.

Es war sehr spät geworden. Die Straßen waren so traurig, die Laternen brannten sehr trübe, und die Haustore hatten drohende, finstere Mienen.

Als Toni nach Haus kam, fand er es so, wie er es erwartet hatte, der Vater war fortgegangen und die Mutter saß im dunkeln Zimmer und weinte. Sie fragte

nicht, wo Toni gewesen war, sie weinte nur noch heftiger, als sie seine Schritte hörte.

Nach einer Weile stand sie auf und machte Licht. Toni sah, daß ihre Bluse auf der Schulter zerrissen und ihre linke Backe geschwollen war. Die bunte Glasvase, die der Vater auf dem letzten Jahrmarkt gekauft hatte, lag zertrümmert in der Nähe des Ofens.

„Jetzt ist der Vater wieder ins Wirtshaus gegangen", jammerte die Mutter, die jemand haben mußte, um von ihrem Unglück zu sprechen, „jetzt wird er das ganze Geld vertrinken. Morgen haben wir dann nichts ... ich hab' heute den Zins bezahlt ... o Gott!"

Toni schwieg und versuchte nicht, die Mutter zu trösten. Er konnte ihr nicht recht geben. Er dachte, daß sie dem Vater hätte Ruhe lassen sollen.

Er dachte weiter, die ganze Nacht hindurch, in seinem Bett, das in der Schublade des alten Sofas gemacht war. Ein enges Bett, in dem man sich die Ellenbogen zerstieß, wenn man sich umwenden wollte. Aber die Gedanken kümmerten sich nichts darum, wogten wirr durcheinander und überwanden die Enge. Amerika lag strahlend da und der Vater trat vor dieses Bild, leicht vorgebeugt, als spähe er in die Weite. Dann hörte er wieder das leise Weinen der Mutter und er mußte denken, daß der Vater doch hart und grausam war, sie so leiden zu lassen und ihren Wunsch nicht zu erfüllen.

Gegen Morgen hörte Toni den Schritt des Vaters auf der hölzernen Treppe des alten Hauses. Es dauerte eine ganze Weile, bis er oben angelangt war. Inzwischen hatte Toni seine Schublade verlassen und war in die Küche geschlüpft, um sich zu waschen.

Der Vater polterte nebenan ins Zimmer. Ein Sessel

krachte zu Boden. Eine ängstliche und vorwurfsvolle Stimme ermahnte zur Ruhe und der Vater donnerte laut dagegen. Dann war es eine Weile stiller ... Dann begann die vorwurfsvolle Stimme wieder ...

„Ich hab' kein Geld", sagte die Mutter, „du denkst nicht an uns. Jetzt sollen wir wieder von der Luft leben."

„Ich soll immer nur an euch denken, was? Und an mich niemals, was?" Toni fühlte selbst eine Rauhigkeit in der Kehle, wenn er zuhörte, wie rauh die Worte klangen. Jedes war wie mit einem Pelz bekleidet, dessen kurze Haare sich im Hals festsetzten. Aber dennoch wandte sich Toni nicht von seinem Vater ab, wie sonst, wenn dieser aus der stickigen Luft der Kneipen kam.

„Ja ... zuerst vertreibst du mich aus dem Haus ... dann wird geflennt ... Soll ich dir vielleicht zuhören ... deinen dummen Geschichten vom Heiraten, was? Ich hab's satt. Überhaupt hab' ich alles satt. Wennn du nicht wärst und der Bub, da könnt' ich nach Amerika gehen. Kein Mensch könnt' mich hindern." Ein Stiefel krachte gegen das Bett. „Und ich geh' auch nach Amerika, paß auf ... ich geh' noch ... das möcht' ich doch sehen ..."

Toni schlich sich aus der Türe, die Treppen hinab und versteckte sich hinter der Wäscherolle im Vorhaus. Da saß er nun und sann. Etwas Neues war da, etwas Schreckliches. Wenn er nicht wäre, so könnte der Vater nach Amerika gehen und dort ein reicher Mann werden. Das Begreifen war über das Kind gekommen, die Berührung mit einer Seele, die er bisher nicht gekannt hatte. Das war ein tiefer Schmerz, das Hindernis zu sein und dem Vater im Wege zu stehen,

aber auch zugleich ein stolzes Gefühl, denn man war kein Nichts, man bedeutete etwas und von seinem Entschließen hing etwas ab. Der Vater hatte Toni sehr weh getan, aber dennoch liebte der Junge ihn in dieser Stunde mehr als je vorher.

Nachdem Toni so eine Weile hinter der Wäscherolle gesessen hatte, schlug der Bäckerlehrling mit den Absätzen gegen das Haustor. Der Hausmeister kam verschlafen aus seiner Kellerwohnung und öffnete. Toni konnte fünf Minuten später das Haus ungesehen verlassen.

Der helle Morgen lag über dem weiten Platz. Alles trug seine Zauberfarben: Silber und Rosa. Toni ging durch die Straßen wie durch eine neue Welt. Alles schien ihm verändert und er fand sich nicht zurecht. Es fiel ihm eine Menge von Dingen auf, die er früher nicht bemerkt hatte. Die Anordnung der Pflastersteine prägte sich ihm mit seltsamer Schärfe ein; daß das Schild des Wirtshauses „Zum lustigen Tiroler" schief hing, erschien ihm so wunderbar, daß er eine Weile stehenblieb und es anstarrte. Dann glitt sein Blick auf die Anschlagtafel an der Ecke und haftete an dem roten Plakat des Seiltänzers Richard Richardson, der eigentlich Wenzel hieß und so unheimliche Augen hatte.

Und da wußte Toni auf einmal, was er zu suchen ausgegangen war. Das war es, was ihn die ganze Nacht beunruhigt und morgens auf die Straße getrieben hatte. Da stand der Ruf, in Worte gefaßt, die Aufforderung, die zur Entscheidung trieb. Toni liebte es, seine Entschlüsse durch den göttlichen Wink des Zufalls bestimmen zu lassen, er versuchte aus ihm die Zukunft zu lesen. Jedes Ereignis der Straße konnte

als Weissagung gedeutet werden. Toni konnte sich vornehmen, etwas zu tun oder zu lassen, je nachdem der nächste Mensch, der um eine Straßenecke bog, ein Mann war oder eine Frau.

Er wollte ein Gottesurteil haben. Ein Gottesurteil! Wenn er auf dem Rücken des Seiltänzers glücklich über das Seil kam, dann hatte er erwiesen, daß er sich nicht fürchtete und Gefahren zu trotzen verstand, und also verdiente, nach Amerika mitgenommen zu werden. Wenn er aber verunglückte, dann war alles vorbei und er war wenigstens kein Hindernis mehr auf dem Wege seines Vaters.

Toni wurde von einer tiefen Rührung über sich selbst ergriffen. Er weinte vor Glück über seinen Heldenmut. Zuerst dachte er daran, den Eltern auf jeden Fall einen Brief zurückzulassen, vielleicht auch dem Herrn Lehrer ein paar Worte zu schreiben. Dann aber kam er davon ab, denn er hoffte nach einigem trauervollen Schwelgen in Todesahnungen wieder zuversichtlich auf einen guten Ausgang.

So verging die Zeit und um acht Uhr war er draußen auf der Wiese hinter dem Gasthof „Zur Sonne“. Die Seiltänzer waren schon aus ihrem grünen Wagen draußen und Richard Richardson verlud eben mit Hilfe des anderen das zusammengerollte Drahtseil und das große Fangnetz auf einen Handwagen.

Zögernd näherte sich Toni.

Der Seiltänzer schaute auf und lachte, als er den Jungen sah. „Es gibt dir keine Ruhe, was?“ sagte er, „du möchtest doch gerne Seiltänzer werden.“

Toni schaute dem Mann fest in die Augen: „Haben Sie schon jemand, der sich von Ihnen tragen lassen wird?“ fragte er.

„Nein . . . es scheint, daß keine großen Helden in eurer Stadt sind. Es hat niemand Lust dazu."

Toni schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich möchte mich von Ihnen über das Seil tragen lassen."

Überrascht sah der Mann dem Knaben ins Gesicht. „Du . . . was fällt dir ein? Da kannst du gleich wieder nach Haus gehen. Daraus wird nichts."

Ängstlich trat Toni näher. „Ich bitte Sie", sagte er flehend, „ich bitte Sie, nehmen Sie mich mit . . . ich bitte Sie." Eine ganze Menge von Gründen war zu jenem ersten Impuls hinzugetreten und hatte seinen Entschluß bekräftigt. Dieses Abenteuer mußte Toni eine niemals mehr zu erschütternde Überlegenheit über seine Schulkameraden geben. Es würde niemand mehr wagen, ihn zu verspotten. Er würde zu den anerkannten Führern der Klasse gehören und vielleicht würde er sogar der Strafe entgehen, die ihm für morgen in Aussicht stand.

Unschlüssig sah der Seiltänzer den Jungen an. „Was wird denn dein Vater dazu sagen? Er wird über mich kommen . . . Nein, davon kann keine Rede sein! Daß ich noch am Ende eingesperrt werde . . ."

„Nein — der Vater hat es erlaubt, er schickt mich her", log Toni. Es war ja gleichgültig, mit welchen Mitteln er sein Ziel erreichte, wenn er es nur erreichte.

„So — was ist denn dein Vater?" fragte der Seiltänzer.

„Fabrikarbeiter."

„Und deine Mutter?"

„Sie wäscht für die Leute."

„Es sind die fünf Gulden, Wenzel", warf der andere Mann ein, „nimm ihn mit!" „Du sollst die fünf Gulden nach Haus bringen, was?" wandte er sich an Toni.

„Ja!"

„Und du hast gar keine Angst?" fragte Wenzel. „Du fürchtest dich gar nicht vor dem Herunterfallen?"

„Nein."

„Na also — meinetwegen. Komm mit!"

Es war geschehen. Toni trat zurück mit klopfendem Herzen und sah zu, wie die Männer den Handwagen noch weiter beluden. Schon war eine Wirkung seines heldenhaften Entschlusses sichtbar. Die Kinder der Truppe, die ihn gestern noch verhöhnt hatten, sahen ihn jetzt mit ganz anderen Augen an und behandelten ihn fast wie einen der Ihren.

Als der Häuptling mit seiner Arbeit fertig war, wandte er sich an Toni: „Wir fahren jetzt in die Stadt und spannen das Seil auf, du bleibst hier, bis alles fertig ist. Ich weiß, es ist nicht gut, wenn man den Vorbereitungen zuschaut. Man wird leicht unruhig und ängstlich. Um halb elf kommst du mit der Frau nach."

Dann spannten sich die beiden Männer vor den Wagen und fuhren davon. Die Kinder, bis auf die zwei jüngsten, die noch nicht laufen konnten, zogen hinterdrein.

Toni blieb bei dem grünen Wagen zurück. Zuerst kümmerten sich die beiden Frauen nicht um ihn; sie hatten alle Hände voll zu tun mit Geschirrwaschen und den Vorbereitungen für das Mittagessen. Einige Neugierige hatten sich wieder eingefunden und standen in Gruppen herum. Toni hielt sich ganz nahe zu dem grünen Wagen, daß man sehen konnte, er habe ein Recht darauf, hier zu sein. Als es von dem Turm der Stadtpfarrkirche zehn Uhr schlug, verschwand die eine der Frauen auf eine Weile im Wagen und kam

dann in buntfarbigem Sonntagsstaat zurück. Sie trug ein grünes Mieder und einen kurzen roten Rock. Toni sah sie bewundernd an. Sie war groß und stark und ihr Gesicht war ganz von Pockennarben zerrissen.

„Du fürchtest dich also gar nicht?" fragte sie, indem sie zu Toni trat. „Nein", sagte er und schaute zu ihr empor. Sie gefiel ihm sehr gut in ihrer bunten Tracht, die in ihm die Vorstellung sehr ferner Länder erweckte.

Die Frau rief der anderen etwas zu in dieser unverständlichen, aber wohllautenden Sprache, in der sie sich den ganzen Morgen miteinander unterhalten hatten. Dann bückte sie sich und küßte Toni auf die Stirn. Eine tiefe Dankbarkeit für diese zärtliche Berührung erfüllte ihn.

Als sie auf dem Hauptplatz ankamen, war es schon fast elf Uhr. Alles war schwarz von Menschen. Hoch über ihren Köpfen zog sich das Seil über die ganze Breite des Platzes vom dritten Stockwerk der Mohrenapotheke zu dem des gegenüberliegenden Hauses — und dieses gegenüberliegende Haus war das, unter dessen Dach Tonis Eltern wohnten.

Toni stand ganz erstarrt.

Sein erster Gedanke war, sich zu retten, davonzulaufen, sich zu verstecken. Wie schrecklich, daß man gerade dieses Haus ausgewählt hatte. Aber dann kam ihm ein verzweifelter Mut. Wenn er jetzt zurücktrat, so war erwiesen, daß er untauglich und feige war, und er mußte dann allen Spott seiner Feinde über sich ergehen lassen. Und Amerika war für immer verloren.

Er schüttelte alle Bedenken ab und trat in den Hausflur der Mohrenapotheke, wo er schon von Richard Richardson erwartet wurde. Der Seiltänzer trug das

grelle Kostüm seines Standes. Da war ein anpassender Stoff über Brust und Beine gezogen, so eng und dünn, daß man das Fleisch durchschimmern sehen konnte. Darüber dann eine kurze, grüne Hose und eine blaue Weste. Diese bunten Farben nahmen sich in dem vornehmen Hausflur der Mohrenapotheke sehr seltsam aus, sie stachen von dem braunen Holz der Wandverkleidung ab, sie wurden von den herabhängenden Glasprismen eines Deckenlüsters in tausend Stückchen zerpflückt.

Toni sah sich in diesem stillen, abgeschlossenen Flur des Patrizierhauses voll Ehrfurcht und Andacht um. Zwei Dinge waren es, die ihn immer so zauberhaft angezogen hatten und dieses Haus in den Mittelpunkt eines heroischen Gedankenkreises von Eroberung und Erfolg stellten. Dieser merkwürdige Geruch von Drogen und Spezereien, der einem entgegenschlug, wenn man nur an der geöffneten Türe vorüberging. Und dann ein blondes Mädchen, das immer so fein und sauber angezogen war, wie die großen Puppen, wenn sie geradeswegs aus der Schachtel kommen.

Der Geruch war da, er legte sich so beklemmend auf die Brust und es war, als dränge er durch alle Poren der Haut in den Körper. Und auch das blonde Mädchen war da. Es stand im ersten Stock des Hauses, vor einer mit weißen Gardinen verhangenen Glastüre und sah mit großen Augen zu, wie der Seiltänzer und Toni, gefolgt von einigen Jungen der Truppe, an ihr vorüberkamen. Tonis Herz klopfte. Er spürte einen ganz absonderlichen Takt in dem Klopfen: „Über das Seil — über das Seil!" Und es war ihm in diesem Augenblick, als täte er alles das für das blonde Mäd-

chen. Und als müsse der Ausgang seines Wagnisses auch für etwas entscheidend sein, was irgendwie mit diesem Kind zusammenhing.

Sie stiegen bis auf den Dachboden und da sah Toni, daß das Seil bei einer Luke hereingezogen und an einem Balken befestigt war. Richard Richardson rieb die Sohlen seiner Schuhe mit einem Pulver ein, dann prüfte er noch einmal den Knoten des Seiles. Toni stand dabei und sah ihm zu, als ginge ihn das alles nichts an.

„Fertig", sagte der Seiltänzer, „wenn wir hinauskommen, dann machst du die Augen zu. Und du darfst sie nicht früher wieder aufmachen, als bis wir drüben sind. Verstanden? Wenn du die Augen früher aufmachst und zu zappeln anfängst, so ist es aus mit uns."

Toni versprach, er würde die Augen geschlossen halten. Dann kletterte der Seiltänzer aus der Dachluke und Toni folgte ihm sogleich. Er sah über den Dachrand hinweg einen Teil des von Menschen erfüllten Platzes. Richard Richardson kniete nieder und nahm Toni auf die Schultern. Die Jungen reichten ihm aus der Dachluke die lange Balancierstange.

„Augen zu!" kommandierte er und erhob sich langsam.

Toni schloß gehorsam die Augen, obwohl er gerne noch einen Blick hinunter getan hätte. Die Wanderung begann. Toni fühlte, wie das Dach unter ihm zurückwich und wie ein vorsichtiges Schreiten immer weiter in die Luft hinausführte. Der Körper des Mannes unter ihm bebte und zitterte in der Anspannung aller Kraft.

Zuerst war ein Brausen und Tosen in der Tiefe, wie von unruhigen Wassern, dann verlor es sich in ein

leises Summen und zuletzt wurde es ganz still. Toni wußte, jetzt waren die Blicke aller dieser Menschen zu ihnen emporgerichtet, diese Tausende von Augen hafteten auf ihm und es war, als verspürte er die gesammelte Wirkung wie ein leises Ziehen haarfeiner Fäden und als schritten sie in ein immer dichteres Gewebe hinein, in dem sie sich schließlich verwickeln mußten.

Dieses Schweigen in der Tiefe machte ihn ängstlich. Es schien ihm wie eine boshafte Drohung, wie die Verkündigung eines unvermeidlichen Sturzes. Und auf einmal kam es über ihn, als müsse er jetzt die Augen aufmachen, als sei seine Rettung darin gelegen, den Blick der Masse wenigstens einmal zu erwidern.

Aber er bezwang sich und drückte die Augen nur noch fester zu. Das Seil war in Schwingungen geraten. Das spürte er ganz deutlich und er spürte auch, wie der Mann, der ihn trug, diesen Schwingungen durch die Bewegung der Balancierstange zu begegnen suchte.

Plötzlich hielt Richardson an und ließ sich auf ein Knie nieder. Er kniete mitten in der Luft, in die Schwingungen und in das Schweigen der Menge hinein.

Als er sich wieder erhob, mußte er das Gleichgewicht durch einige rasche Bewegungen der Balancierstange wieder herstellen. Toni krampfte seine Hände fest um den Hals des Mannes und spürte ein heftiges Auf- und Abgleiten des Kehlkopfes unter seinen Fingern.

„Auslassen“, keuchte es unter ihm.

Und da war es wieder, dieses Ziehen der feinen

Fäden, dieser drohende Befehl, die Augen zu öffnen und hinunterzuschauen, die Tiefe zu ermessen.

Toni konnte nicht länger Widerstand leisten . . . es mußte sein . . . es war unmöglich, sich diesem Zwang zu entziehen, der seinen ganzen Körper zu vernichten drohte, wenn er nicht nachgab . . .

Er riß die Augen auf — da sah er die schwarze Menschenmenge in der Tiefe, die tausend emporgewandten Gesichter, weiße Flecke auf dem dunklen Grund. Gerade unter ihnen verfolgten die Männer mit dem ausgespannten Fangnetz ihren Gang. Und gegenüber, an dem Fenster der Dachwohnung, standen der Vater und die Mutter, mit weißen, verzerrten Gesichtern, und die Hände der Mutter waren mit gekrümmten Fingern in den Arm des Vaters geschlagen . . .

Das alles war von einem einzigen Blick umschlossen, ganz deutlich, mit allen Einzelheiten, die wie feurige Linien brannten.

Und da verspürte er die erbarmungslose Macht der Erde, ihren harten Griff, mit dem sie die Geschöpfe, die sich gegen die Schwere empören, zu sich herabzwingen will.

In wahnsinniger, heißer Angst faßte er die Kehle des Mannes noch fester. „Auslassen . . . Augen zu!" gurgelte der Seiltänzer.

Loslassen . . . gleiten . . . fallen . . . und aus! flüsterte der Tod. Aber noch war das Leben da und wollte den Sieg. Und es drückte die Augen des Knaben zu und lockerte seine Finger.

Der Seiltänzer setzte seinen Weg fort und erreichte das Dach.

Der Lärm des Beifalls tobte aus der Tiefe empor.

Richard Richardson ließ Toni von den Schultern herab, trat mit ihm an den Dachrand und verbeugte sich vor der Menge, deren Blicke nun wieder machtlos geworden waren.

Dann kroch er mit ihm durch die Dachluke.

Da standen der Vater und die Mutter, keines Wortes mächtig, und die Nachbarin stürzte auf ihn los und betastete ihn, ob er auch wirklich ganz und lebend sei. Sie zog ihn zu der Mutter hin, die ihn weinend umarmte und küßte.

Der Seiltänzer, der die Szene verwundert betrachtet hatte, verstand endlich und beeilte sich, wieder bei der Dachluke hinauszukommen und den Rückweg anzutreten. Er begann auf einmal zu fürchten, daß er zur Rechenschaft gezogen werden könnte und daß die Versicherungen seiner Unschuld keinen Glauben finden würden.

Aber es dachte niemand an ihn. Über den Schatten des Entsetzens schwebte das Wunder der Rettung, wie der lichte Schein, der auf dem Altargemälde der Ignatiuskirche die Verklärung Christi umgab. Es war, als füllten sich die erstarrten Adern allmählich mit neuem Blut.

Dann saßen sie alle im Zimmer drüben, die Mutter beim Ofen, und sie hatte Toni ganz eng an sich herangezogen und spielte mit seinen Fingern. Der Vater hatte einen Stuhl zum Fenster geschoben. Aber er sah nicht hinaus, obwohl man eben Richard Richardsons Hauptkunststück hätte bewundern können: wie er sich auf dem Seil niederlegte, ganz auf den Rücken, und dann wieder aufstand. Toni Melicher hatte die Arme auf das Fensterbrett gestützt und das Gesicht in die Hände gepreßt.

In der Mitte des Zimmers am Tisch saß die Nachbarin. Und die sprach für drei: Daß das eine Warnung Gottes gewesen wäre und daß es sehr schlimm hätte ausfallen können und man müsse Gott danken. Daß sie aber doch eine Freude habe, weil sie den Nachbar Melicher bis heute für einen schlechten und gefühllosen Menschen gehalten hätte und heute von ihrer Meinung abgekommen sei. Es habe sich deutlich gezeigt, daß er seinen Buben doch gern habe.

Als es vom Turm der Pfarrkirche zwölf Uhr schlug und das Mittagsläuten begann, da sprang sie erschreckt auf, denn sie hatte ganz vergessen, daß ihr Herd noch ganz kalt war.

„Gott sei Dank", sagte der Vater, als sie draußen war.

„Aber sie hat recht", erwiderte die Mutter, „es war eine Warnung. Man soll Gott nicht versuchen. Wie leicht hätte uns das Kind genommen werden können."

Der Vater schwieg wieder lange Zeit.

Dann hob er das Gesicht aus den Händen. „Warum hast du das getan, Toni?" fragte er, „was ist dir eingefallen? Hast du nicht gedacht, daß ein Unglück hätte geschehen können?"

„Ich weiß, was ihn dazu gebracht hat", sagte die Mutter, „er ist traurig, der arme Bub, daß es zwischen uns so ist — wie es nicht sein soll . . . glaubst du, ein Kind spürt das nicht, wenn sie ihn in der Schul' auslachen . . .?" Und sie strich ihm über den Kopf, ihrem Bundesgenossen, mit so viel Zärtlichkeit, wie ihm noch nie von ihr geworden.

In Toni schrie etwas: Nein. Er wollte sagen, was ihm im Sinne gelegen hatte. Aber es fanden sich keine

Worte dafür. Und da verwirrten sich seine Gedanken so, daß er selbst nicht aus und ein wußte.

Es klopfte und einer der Jungen des Seiltänzers trat ein.

Er stand zuerst verlegen an der Tür, dann ging er schnell zum Tisch und legte einen geschlossenen Briefumschlag hin. Und war schon wieder draußen, ehe noch jemand eine Frage an ihn gerichtet hatte.

Die Mutter öffnete das Kuvert und zog eine Fünfgulden-Banknote hervor.

Sie reichte das Geld dem Vater und der hielt es in zitternden Fingern und betrachtete es wie etwas, was er noch nie gesehen hatte. „Mutter", sagte er, „das Geld darf nicht ausgegeben werden . . . niemals."

Dann erhob er sich. Auf seinem Gesicht las Toni einen neuen Willen. „Nein", fuhr der Vater fort, „man soll Gott nicht versuchen. Wir gehen morgen zum Pfarrer, Mutter. Nächsten Sonntag soll das erste Aufgebot sein. Ich weiß jetzt, was meine Pflicht ist."

Da begann die Mutter laut zu weinen.

Vor Toni aber sank das Wunderland Amerika mit seinen unendlichen Weiten in einen dichten Nebel. Eine graue Mauer erhob sich an seiner Stelle. Seine Zukunft hatte keine Fernen mehr.

Dieser Tag war für Toni von trüber Trostlosigkeit. Das Glück seiner Mutter war ihm ohne Bedeutung. Das beschworene Schicksal hatte sich gegen ihn gewendet.

Gegen Abend aber brach eine neue Hoffnung in das Grau. Es war die Zeit, zu der man das blonde Mädel aus der Mohrenapotheke im Stadtpark sehen konnte. Da ging sie mit ihrer Erzieherin spazieren, ohne sich je in den Schwarm spielender Kinder zu

mischen. Ein unwiderstehliches Verlangen nach ihr trieb Toni vom Haus fort. Wenn er hier nicht verstanden worden war, sie würde ihn verstehen und bewundern. Vielleicht würde ihr Anblick alles das Mißfarbene erhellen, alles Unklare lösen.

Toni kam atemlos in den Park. Er scheute sich davor, mit anderen Jungen zusammenzutreffen, er fürchtete ihre Fragen und schlich in einem Bogen um den Spielplatz auf den Weg, den das blonde Mädchen zu gehen pflegte.

Und nach einer Weile sah er sie wirklich kommen, an der Seite der langen, vornübergebeugten Erzieherin, in ihrem Spitzenkleidchen mit dem Glockenhut.

Wie eine große schöne Puppe, die man eben aus ihrer Schachtel genommen hat.

Mit klopfendem Herzen, seine ganze Seele und seine Hoffnung in den Augen, stand er an ihrem Wege.

Als sie näherkam, sah er, daß sie ihn bemerkt hatte und ihrer Erzieherin etwas über ihn sagte.

O Gott! Er wäre jetzt doch lieber davongelaufen. Aber seine Seele ließ ihn nicht fort und bat durch seine Augen.

„Nein", sagte die Erzieherin mit einer harten und kalten Stimme, „es ist das Merkmal einer niedrigen Herkunft, sich für Geld in eine so unsinnige Gefahr zu begeben. So etwas ist häßlich und gemein."

Und das blonde Mädel aus der Mohrenapotheke wandte den Blick von ihm ab und ging an der Seite der langen Dame an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen.

Vorbei! Vorbei!

Das war ein wüster Schmerz von den Schultern bis zu den Hüften.

Nun konnte Toni ja wieder heimgehen.

Er ging und ging und ein Summen und Surren in seinem Kopf wurde immer stärker. Und er begriff, daß dies nichts anderes war als das Schwirren der Maschinen in einem ungeheuren Saal, das Geräusch der Räder und Riemen, und daß sein Leben unaufhaltsam diesem brodelnden Kessel zutrieb.

Anatomie

Als der Abbé Alexandre Ségur-Montfaucon bei der Arbeit an seinem großen Werk über die Anatomie des menschlichen Körpers zur Beschreibung der Leber gekommen war, sah er ein, daß er über diesen Gegenstand zu wenig Material gesammelt habe. Es war notwendig, sich noch einmal und genauer darüber zu unterrichten, ehe er an die Niederschrift dieses Kapitels ging. Er machte sich sogleich auf, um diese Lücken in seinen sonst umfassenden Kenntnissen auszufüllen. Ehe er aber das Haus verließ, brachte man ihm einen Brief seiner kleinen Freundin Ninon mit einer Einladung, die ihn in die beste Stimmung versetzte.

In der Charité angekommen, ließ er sich den Pater Krankenwärter holen. „Hören Sie, Vater Krankenwärter", sagte er, „ich brauche einen frischen Leichnam."

„Oh, Monsignore", antwortete der Bruder, „Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Da haben wir Nummer 46. Es freut mich, Ihnen dienen zu können. Der ist eben im Auslöschen. Sie können ihn in einer halben Stunde haben."

„In einer halben Stunde?" sagte der Abbé und rieb sich das glatte Kinn, „das ist fatal. So rasch kann ich ihn nicht brauchen. Wir haben fünf Uhr. Um sieben muß ich in Fontainebleau sein. Und vor morgen

mittag werde ich kaum zurückkommen können. Ist es nicht möglich, daß Sie ihn bis morgen früh halten? Ich muß ihn ganz frisch haben."

Der Pater Krankenwärter sah sehr nachdenklich drein: „Ich weiß nicht, ich weiß wahrhaftig nicht, ob das zu machen sein wird. Sie können mir glauben, daß ich alles versuchen werde . . . indessen, wollen Sie es mir nicht verübeln, wenn es nicht geht. Übrigens hätten Sie einen prächtigen Burschen an ihm. Er ist ein Riese."

„Ich bitte Sie, Pater Krankenwärter, setzen Sie sich dafür ein, daß er es noch bis morgen macht."

Damit entfernte sich der Abbé, und der Bruder lief in die Apotheke, wo er sich ein Schlafpulver für seinen Kranken bereitete.

„Nimm das ein, mein Sohn", sagte er, als er mit seinem Pulver zu Nummer 46 kam, „und möge es dir wohl bekommen." Der Kranke, der schon halb bewußtlos war, ließ sich das Pulver eingeben, und bald zeigten seine ruhigen Atemzüge an, daß er eingeschlafen war. Während der Nacht sah der Pater Krankenwärter einige Male nach, ob nicht Nummer 46 inzwischen trotz des Pulvers gestorben war. Er fand ihn unverändert in seiner Lage, mit einer leichten Röte auf den Wangen und gleichmäßigem Puls. Als er am Morgen in das Krankenzimmer trat, saß Nummer 46 im Bett aufrecht.

„Oh", sagte der Bruder, „es scheint, daß es dir nicht schlecht geht."

„Ach, Vater Krankenwärter", antwortete der Bursche, „ich weiß nicht, was das mit mir ist. Es tut mir gar nicht mehr auf der Brust so weh, ich kann schon viel leichter husten, und der Schleim verklebt

mir nicht mehr den ganzen Hals. Sie müssen mir ein Wundermittel gegeben haben."

Kopfschüttelnd betrachtete der Pater seinen Kranken und begann ihn dann zu untersuchen. Er horchte an seiner Brust und an seinem Rücken und klopfte da und dort mit gekrümmten Fingern das Fleisch ab. „Wahrhaftig, mein Sohn", sagte er dann, indem er sich aufrichtete, „ich glaube, du bist auf dem Wege gesund zu werden."

Mit Tränen in den Augen sah Nummer 46 den Pater an. Dann sagte er, indem er die Hände faltete: „Wenn es Gott doch zulassen wollte . . ."

„Nun, nun", brummte der Bruder, „Gott wird nichts dagegen haben. Aber, was wird der Abbé dazu sagen?"

„Welcher Abbé? Was ist es mit ihm?"

„Nichts, nichts . . . lege dich jetzt wieder hin und decke dich zu. Ich verbiete dir zu fragen. Du sollst dich nicht anstrengen."

Der Pater ging, aber von Zeit zu Zeit trieb es ihn immer wieder, nach seinem Kranken zu sehen. „Weiß Gott", murmelte er, wenn er ihn ruhig und fast behaglich in seinem Bett liegen sah, „er wird mir wahrhaftig gesund. Was wird nur der Abbé dazu sagen?"

Gegen Mittag kam der hochwürdige Herr von Fontainebleau zurück, rosig und frisch und in vortrefflichster Laune. „Nun, mein Lieber", rief er dem Pater Zéphyrin entgegen, „kann ich an die Arbeit gehen? Wann ist er gestorben?"

„Ach, hochwürdiger Herr", antwortete der Pater, „ich glaube fast, er wird überhaupt nicht sterben."

„Was soll das heißen?"

„Nun, es scheint so, als habe er die Absicht, gesund

zu werden. Das Pulver, das ich ihm gegeben habe, hat ihn, wie ich annehme, wieder auf die Beine gebracht."

„Oh", machte der Abbé und rieb sein zart rosa überpudertes Kinn heftig mit der schmalen, elfenbeinfarbenen Hand, „das ist aber fatal."

„Es ist nicht meine Schuld", sagte Pater Zéphyrin, „ich habe nicht gedacht, daß mein Pulver so wirksam sein wird. Übrigens müssen sich dies Euer Hochwürden selbst zuschreiben. Wenn Sie nicht nach Fontainebleau gemußt hätten, so wäre Nummer 46 jetzt schon längst tot und in Stücke geschnitten."

„Ich will mir wenigstens ansehen", brummte der Abbé, „was mir entgangen ist."

Und er ließ sich vom Pater an das Bett des Kranken führen. „Nun, mein Junge", sagte er, nachdem er ihn eine Weile schweigend betrachtet hatte, „du hast mir eben einen großen Ärger bereitet."

Verwundert sah der Patient seinen Besucher an.

„Ja, ja, mein Lieber. Du bestehst darauf, gesund zu werden. Und ich hätte mir sehr gern deine Leber angesehen. Du mußt eine entzückende Leber haben."

Mit einem mühsamen Schlucken sagte der Kranke: „Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr . . .!"

„Ach, was soll man denn tun? Nun — wenn es schon so weit ist, sieh zu, daß du recht bald ganz gesund wirst. Wir wollen warten. Also auf ein andermal, mein Freund."

*   *

*

Noch einmal sollte Fontainebleau im Leben des Abbés Alexandre Ségur-Montfaucon für diesen eine Unannehmlichkeit herbeiführen. Das war damals, als

er sich, anstatt gleich den meisten seiner Bekannten ohne Verzug nach der Grenze zu reisen, noch eine Nacht in Fontainebleau versäumte, um von seiner geliebten Coralie, der siebenten Nachfolgerin Ninons, Abschied zu nehmen. Irgend jemand von der Dienerschaft mochte den Abbé an die Jakobiner verraten haben, denn im ersten Morgengrauen wurde das Landhaus Coralies von Wachen umstellt und der Abbé gefangen genommen und fortgeschleppt, ohne daß man ihm auch nur gestattete, die Hose anzuziehen.

„Es ist ein Spaß", sagte der Anführer der Wachen, „das Publikum soll sehen, daß heutzutage auch der Adel unter die Sansculotten geht."

Das war immerhin ein ärgerlicher Aufzug, aber noch ärgerlicher war es dem Abbé, daß man ihm nicht gestatten wollte, seinen Toilettenschrank in das Gefängnis schaffen zu lassen. Darin befand sich eine ganze Menge höchst wichtiger und notwendiger Gegenstände, von denen manche fast so unentbehrlich waren wie die Luft oder das Wasser. Es war mehr als peinlich, daß er auf alle diese Feilen, Bürstchen und Kämme verzichten mußte, und mit wachsender Betrübnis sah der Abbé, wie seine schönen Hände von Tag zu Tag immer verwahrloster aussahen. Hingegen gestattete man ihm, die Korrekturen seines nunmehr vollendeten und schon in Druck gegebenen Werkes über die Anatomie des menschlichen Körpers zu lesen.

„Denn", sagte der Gefängnisdirektor, „eine gute Anatomie ist wahrhaftig ein Bedürfnis für unsere Zeit, die sich so sehr für den menschlichen Körper interessiert, daß sie jeden in zwei Stücke schneidet, um zu sehen, was darin steckt."

Der Prozeß gegen den Abbé war kurz und ohne besondere Zwischenfälle. Coralie saß auf der Tribüne der Zuschauer, aber sie hütete sich, durch unpassendes Benehmen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als man den Grafen zum Tode verurteilte. Sie begnügte sich damit, dem Abbé durch die Frau des Gefängniswärters ein Zettelchen zukommen zu lassen, auf dem stand: „Lebe wohl! Es war sehr schön! Ich werde immer an dich denken. Deine Coralie."

Am Abend dieses Tages wurde der Graf aus dem gemeinsamen Kerker in eine kleine Zelle gebracht, und kurze Zeit nachher trat ein Abgesandter des Revolutionstribunals bei ihm ein.

„Sie wünschen?" fragte der Abbé und sah sich in der Zelle um, weil er nicht wußte, was er dem Besucher zum Sitzen anbieten sollte.

„Ich komme, um dir mitzuteilen, Bürger Ségur, daß deine Hinrichtung morgen früh stattfinden wird."

„Ich danke Ihnen für Ihre Bemühung", antwortete der Graf und entließ den Abgesandten mit einem Kopfnicken.

Der Mann aber ging nicht, sondern blieb neben der Türe stehen, indem er den Abbé immerfort mit einem Blick ansah, der sich diesem wie eine unangenehme Empfindung aufdrängte. „Kann ich Ihnen noch vielleicht mit etwas dienen?" fragte er endlich höflich.

Da machte der Revolutionsmann zwei Schritte, so daß er fast mit dem Abbé zusammenstieß: „Du kennst mich natürlich nicht mehr. Bürger Ségur?" fragte er.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung. Es ist mir nicht erinnerlich . . ."

„Ja, es ist auch schon einige Jahre her. Es war in

der Charité. Du hast ein so großes Verlangen gehabt, meine Leber kennen zu lernen."

„Ah . . . Sie sind Nummer . . . welche war es doch gleich . . . ich glaube: 49."

„46, ich habe es mir besser gemerkt, 46 . . . ich bin ganz gesund geworden, wie du siehst. Das Schicksal hatte mich eben dazu bestimmt, Sekretär des Tribunals zu werden und morgen dabei zu sein, wenn man dir den Kopf abschneidet, Bürger Ségur."

Der Abbé lächelte: „Nun, mein Lieber, ich hoffe, Sie sollen zufrieden sein . . . soweit es mich anlangt."

„Ich bin davon überzeugt! Du hast mir damals das Leben gerettet, Bürger. Wenn du nicht die Besichtigung meiner Leber bis zu deiner Rückkehr von Fontainebleau verschoben hättest, so wäre es dem guten Pater Zéphyrin niemals eingefallen, mir von seinem famosen Pulver zu geben."

„Es macht mir eine Freude, einem Mann das Leben erhalten zu haben, der vielleicht berufen ist, in diesen merkwürdigen Zeiten eine Rolle zu spielen."

„Du verstehst also, daß ich dir in gewissem Sinn dankbar sein muß. Ich kann dich leider vor dem großen Messer nicht retten. Aber ich will dir gerne einen Wunsch erfüllen oder mehrere, wenn es sein kann. Und ich will dir die Zeit vertreiben, diese letzte Nacht, die sehr unangenehm sein soll, wie ich mir habe sagen lassen."

„Oh . . . Sie sind sehr freundlich, und ich nehme Ihr gütiges Anerbieten an. Und da will ich Ihnen gleich eine erste Bitte vortragen: es widerstrebt mir, Ihnen du zu sagen . . ."

„Ich verstehe. Sie wünschen, daß ich mich ein wenig von Ihnen entferne und auch Ihnen nicht du sage. Das

Tribunal erspart Ihnen viel Ärger, indem es Ihnen morgen den Kopf abschlagen läßt. Sie würden sich an die neue Ordnung der Dinge nicht gewöhnen. Übrigens fällt mir ein, daß sie eine Geliebte haben. Wenn Sie wünschen sollten, sie noch einmal zu sehen, so kann ich es wohl möglich machen."

„Ich danke Ihnen. Es ist etwas spät geworden, und Coralie ist keine Freundin davon, nachts aus dem Bett geholt zu werden. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Da Sie mir schon Ihren Schlaf opfern, so wollen wir eine Partie Schach miteinander spielen."

„Ich bin gerne dazu bereit." Der Sekretär entfernte sich auf eine kurze Zeit und kehrte dann mit einem Schachbrett zurück. Der Abbé saß auf seinem Bett, der Sekretär auf dem Schmutzeimer, und den Waschtisch hatten sie zwischen sich. Nachdem die Figuren aufgestellt waren, fragte der Sekretär: „Und der Einsatz . . .?"

„Oh, ich wüßte wohl, was ich mir noch wünsche, wenn ich gewinnen sollte. Ich will es Ihnen dann sagen, wenn wir zu Ende sind."

„Für den Fall, daß ich gewinne", sagte der Sekretär, „erbitte ich mir die Erlaubnis, mir morgen — nachher — Ihre Leber ansehen zu dürfen."

„Ich habe nichts dagegen", antwortete der Abbé. Dann begannen sie zu spielen. Es war eine ungemein fesselnde Partie zwischen zwei ebenbürtigen Gegnern, die mit allen Feinheiten und Überraschungen des Spieles wohl vertraut waren. Als aber der Morgen zu dämmern begann, hatte der Abbé die Oberhand gewonnen und trieb den Sekretär in die Enge. Nach einer Weile war das Spiel zu Ende. „Ihr König ist matt gesetzt", sagte der Abbé, indem er aufstand.

„Ich werde meine Niederlage verschmerzen. Wenn wir nur in Wirklichkeit Ihren König matt gesetzt haben. Wollen Sie mir also sagen, womit ich Ihnen noch dienen kann, da Sie doch gewonnen haben?"

„Ich bitte Sie, mir meinen Toiletteschrank holen zu lassen", sagte der Abbé.

„Sogleich!" antwortete der Sekretär. —

Nach einer Stunde war das kleine Kästchen aus Ebenholz mit eingelegter Elfenbein- und Perlmutterarbeit in japanischem Geschmack zur Stelle. Der Abbé schloß es auf und entnahm ihm eine Unzahl von feinen Messerchen, Feilen, Bürstchen, Häkchen, Salbentiegeln und Dosen. Er breitete sie vor sich auf ein reines Taschentuch hin, betrachtete sie mit liebevollen Blicken, änderte die Ordnung und begann dann langsam und mit großem Genuß seine Toilette.

Der Sekretär saß auf dem Bett des Abbés und sah voller Staunen, daß jedes dieser Dinge seine Verwendung hatte.

Als der erste Sonnenstrahl wie ein blankes, blitzendes Messer durch das vergitterte Fenster kam und die Decke der Zelle traf, hörte man draußen auf dem Hof Stimmen und das Klirren von Waffen. Zugleich näherten sich viele Schritte der Türe der Zelle.

Der Sekretär stand vom Bette auf: „Herr Abbé ..." sagte er.

„Ich bin eben fertig geworden", murmelte dieser und rieb noch rasch seine Fingernägel mit einem weichen Lederlappen, daß sie einen rosigen Glanz bekamen.

Die Riegel wurden zurückgeschoben.

„Gehen wir", sagte der Abbé, warf den Lappen auf den Tisch und wandte sich der Türe zu.

Tante Rese

Wenn mein Onkel Hilarius mit der Nachricht zu uns kam: Morgen kommt die Tante Resa, so war mir das lieber, als wenn mir irgend jemand ein neues Spielzeug oder ein Buch gebracht hätte. Denn die Tante Resa war viel, viel interessanter als alle Spielzeuge und Bücher und man konnte mit ihr jeden Spaß machen, den Spielzeug und Bücher nicht vertrugen.

Die Tante Resa war eigentlich gar nicht meine Tante. Aber das machte nichts, denn der Onkel Hilarius war auch nicht jedermanns Onkel und doch sagte zu ihm jeder so. M e i n Onkel aber war er wirklich und deshalb schien es mir auch, als hätte ich viel mehr Anspruch auf die Tante Resa als irgendein anderer. Denn die beiden gehörten irgendwie zusammen. So viel war uns klar, obwohl sie nicht Mann und Frau waren und nicht zusammen wohnten. Aber ein Band mußte da sein, wenn wir auch nicht sagen konnten, welches.

Das war deutlich zu merken an der Art, wie Onkel Hilarius ihre Ankunft meldete, an dem Zittern seiner Stimme, an dem freudigen Blick seiner blauen Augen.

Wenn dann Tante Resa kommen sollte, so zogen wir alle hinaus, eine ganze Menge Buben und Mädchen, um sie zu empfangen. Wir gingen auf der Prager, der Brünner oder der Wiener Straße hinaus bis zum Schwanen-Wirtshaus, bis nach Handelhof

oder bis zur „zerbrochenen Wurst" und dorthin gingen wir am liebsten, denn bei den Häuschen, die so hießen, war gleich in der Nähe ein großer Wald, wo es Erdbeeren und Heidelbeeren gab und wo wir uns die Zeit sehr gut vertreiben konnten.

Onkel Hilarius aber war immer mitten unter uns und hütete einen großen Blumenstrauß für Tante Resa. Da war nicht mit ihm zu spaßen, und wenn etwa einer etwas anstellte, was den Strauß in Gefahr bringen konnte, so fuhr dem Onkel auch wohl bisweilen die Hand aus.

Schön war die Tante Resa eigentlich nicht. Sie hatte einen starken Hals und einen richtigen schwarzen Bart auf der Oberlippe und dem Kinn. Das konnte man niemals deutlicher sehen, als wenn sie von ihren Fahrten zurückkam und sich wochenlang nicht rasiert hatte. Sie war auch unförmig dick und hatte eine Taille wie eine Blutwurst. Die Hände waren groß und voller Sommersprossen, von denen jede mit einem Kranz von Härchen umgeben war, wie ein kleiner gelber Weiher, der von Schilf umstanden ist. Was sie an Haaren im Gesicht und auf den Händen zu viel hatte, das hatte sie auf dem Kopf zu wenig. Hier lagen nur ein paar dünne graue Strähne fest an den Schädel angeklebt und die Kopfhaut schimmerte hindurch.

Schön war also die Tante Resa eigentlich nicht und die Sage, die von ihr umging, muß schon wirklich historisch recht fest begründet gewesen sein, daß sie nicht durch den Augenschein ins Wanken gebracht werden konnte. Diese Sage behauptete von Tante Resa, daß sie einst das schönste Mädchen weit und breit gewesen sei. So schön, daß ihr die Männer nachgelaufen seien, wie die Hunderln. So schön, daß nie-

mand sie anschauen konnte, ohne sich in sie zu verlieben; so schön, daß sie einmal ein berühmter Maler hätte malen wollen, wenn es ihre Mutter zugelassen hätte.

Jetzt war von aller Schönheit nicht mehr geblieben, als ein Glanz in den Augen, und diese schön geschwungenen Brauen, die es nicht nötig gehabt hätten, daß ihnen Tante Resa mit angebrannten Zündhölzchen nachhalf und sie bis über die Nasenwurzel verlängerte.

Irgendwo in dieser Vergangenheit, von der die Sage berichtete, war auch das Band geknüpft, das unseren Onkel Hilarius mit Tante Resa zusammenhielt. Das fühlten wir damals schon, heute aber kann ich es ausdrücken, heute weiß ich diesem Band einen Namen. Es war seine Jugend, die der Onkel in Tante Resa liebte, es war seine Jugend, die er auf der Straße erwartete und der er einen Blumenstrauß überreichte.

Wenn wir lange genug gewartet hatten, dann stieg auf der Straße eine kleine Staubwolke auf. Und wenn die Staubwolke näher gekommen war, dann sahen wir auch schon den nickenden Kopf des kleinen Pferdchens und den kleinen Wagen, vor den es gespannt war. Und in dem Wagen saß Tante Resa unter einem Leinwanddach und rief uns schon von weitem zu: „Grüß Gott, Bande!"

Dann umringten wir den Wagen, streichelten das Pferdchen, sprangen mit gleichen Füßen in die Luft und schrien; Onkel Hilarius überreichte seinen Blumenstrauß und hatte Tränen in den Augen. Und dann rückte Tante Resa so zur Seite, daß sich Onkel Hilarius gerade noch zur Not neben sie quetschen konnte; wir anderen kletterten hinten in den Wagen,

so viele unser darinnen Platz hatten, legten uns auf das Stroh und zählten die Flaschen ab, wie viele Tante Resa auf ihrer Reise diesmal leergetrunken hatte und wie viele noch voll zurückkamen. Der leeren waren aber immer weit mehr als der vollen.

So fuhren wir in die Stadt und da durften wir immer gleich mit in Tante Resas Wohnung. Die war in einem alten Turm gelegen, der einmal einen Teil der Befestigung gebildet hatte. Auch ein Stück der Stadtmauer war dabei und an die war ein kleines Häuschen angebaut, das auch der Tante Resa gehörte. In der Stadt drin hatte sie auch noch ein Haus, aber das war vermietet und warf seiner Besitzerin so viel ab, daß sie die Reisen in dem kleinen Wagen machen konnte.

Vor dem Turm und der Mauer lag der alte Festungsgraben und ein Stück davon war Tante Resas Garten, wo im Frühling und im Sommer viele Blumen wuchsen und wo es im Herbst eine Menge Äpfel und Birnen gab. Aber das Schönste war doch das Turmzimmer. Das war merkwürdiger als andere Zimmer in der Stadt, denn es war ganz rund und von seinen vier Fenstern ging jedes nach einer anderen Seite. Hier oben schlief Tante Resa und über dem Bett hingen eine Menge von Bildern eines schönen Mädchens und einer blühenden Frau. Und jedesmal, wenn wir Tante Resa nach dem Empfang in ihr Turmzimmer begleiteten, zeigte Onkel Hilarius auf diese Bilder und sagte voll Stolz: „Seht, so hat eure Tante Resa einmal ausgesehen."

Die Bilder hingen nur sehr wacklig da, denn das Zimmer war ja rund und da lassen sich Bilder schlecht aufhängen. Wenn das Fenster offen stand und ein Windstoß hereinkam, dann klirrte diese ganze, unter

Glas und Rahmen bewahrte Vergangenheit durcheinander. Ein Platz auf der Wand aber war durch schwarze Striche eingefaßt und da hing gar kein Bild. Wenn aber der Onkel Hilarius auf die Photographien gewiesen und Tante Resas Vergangenheit gepriesen hatte, dann zeigte die Tante immer auf den leeren, eingerandeten Platz und sagte: „Das Schönste ist das dort."

Das war nämlich der Platz, wo das Bild des berühmten Malers hätte hängen sollen, jenes Bild, das niemals gemalt worden war.

Dann begann Tante Resa auszupacken. Sie hatte jedem etwas mitgebracht, eine Kleinigkeit, ein Heiligenbild von irgendeinem berühmten Wallfahrtsort, ein Taschenmesser, ein Notizbuch, einen kleinen Spiegel, einen kleinen Kamm. Onkel Hilarius bekam jedesmal eine Aschenschale. Er hat alle diese Aschenschalen sorgsam aufgehoben. Ich habe bei ihm einen ganzen Schrank voll davon gesehen.

Zuletzt schloß Tante Resa ihren Toilettentisch auf und nahm die Seifenschale und das Rasiermesser hervor. Während sie kunstgerecht Schaum schlug, sich Lippen und Kinn einseifte und sich vor dem Spiegel zu rasieren begann, erzählte sie von ihrer Reise.

Das war der Höhepunkt der Genüsse, die uns Tante Resa bot. Diese romantischen Geschichten von Fahrten und Abenteuern, während sie sich rasierte.

„Ja", sagte sie, „was wißt denn ihr? Was wissen denn überhaupt die Leute hier? Gar nichts wißt ihr alle zusammen von der Welt. Wie groß die Welt ist und wie schön die Welt ist. Da könnte man fahren von früh bis abends, so schnell man will, so viele Tage das Jahr

hat und an den Sonn- und Feiertagen auch, immer in einer Richtung und man käme doch zu keinem Ende."

Das war es, was uns so ganz besonders zu Tante Resa hinzog, daß sie eine so ungeheuerliche Vorstellung von der Größe der Welt hatte, eine Vorstellung, die schöner war als jedes Märchen, die uns blendete, berauschte, verwirrte und glücklich machte. Diese Vorstellung war ein Schatz, zu dem niemand anderes den Schlüssel hatte als Tante Resa. Da war etwas draußen, jenseits der Hügel, die wir von der Stadtmauer aus sehen konnten, das war groß, rund, durchsichtig wie Kristall und drehte sich immer im Kreise, und es klang auch wie eine Glocke. Das war die Welt. Und Tante Resa kam auf ihrem kleinen Wagen mit dem kopfnickenden Pferdchen davor geradenwegs aus ihr her, und wenn ihre Zeit um war, fuhr sie wieder geradenwegs in sie hinein.

Dieselbe Sache aber war es auch, die Tante Resa von der übrigen Bevölkerung unserer Stadt schied.

Denn es muß jetzt endlich gesagt sein, daß nicht jedermann über Tante Resa so dachte, wie wir Kinder und Onkel Hilarius. Es gab im Gegenteil eine Menge von Leuten, die, bei aller Anerkennung des Ruhmes, den sie einst über die Stadt gebracht hatte, jetzt keineswegs Verehrung für sie empfanden.

Mein Vater zum Beispiel nannte sie eine verrückte Schachtel, die schon endlich sitzenbleiben solle, denn für alte Weiber sei der Ofen da, und diese Herumkutschiererei in der Welt sei so dumm als möglich.

Unsere braven Bürger waren nämlich außerordentlich seßhafte Leute, und sie verstanden nicht, wie man zu seinem Vergnügen und aus purem Mutwillen in die

Welt hinausfahren könne. Wenn man nicht gerade dringend draußen zu tun hatte, so blieb man doch wahrhaftig lieber in der Stadt, genoß sein behagliches Heim, ging sonntags im Familienrudel in die Schießstätte und sagte zu der Welt, die da draußen jenseits der Hügel lag: „Du schaust uns lang gut herüber." Und daß jemand so auf das Reisen versessen sein konnte, und daß er es noch dazu auf eine so sonderbare Weise betrieb wie Tante Resa, das wollte unseren Bürgern nicht einleuchten.

Es ist möglich, daß auch sie vielleicht als Kinder so einer alten Wandertante mit Begeisterung und Andacht zugehört hätten, aber im Laufe der Jahre mußten sie vergessen haben, daß sie einmal vielleicht auch gedacht hatten, die Welt sei rund, durchsichtig wie Kristall und klinge wie eine Glocke.

Darin aber mußte ich ihnen auch später recht geben, daß sie meinten, Tante Resas Art zu reisen sei sonderbar.

Sie war zweimal verheiratet gewesen. Zuerst mit dem Selcher Kummer. Der war wohlhabend gewesen und hatte ihr ein nettes Päckchen Wertpapiere hinterlassen, von denen sie eine gute Summe Zinsen bezog. Dann mit dem Bäcker Wlach. Von dem hatte sie das Haus in der Stadt, den Turm, das Stück Stadtmauer und den Garten im alten Festungsgraben ererbt. Nachdem aber der zweite Gatte schon eine Weile tot war und Tante Resa genügend um ihn getrauert hatte, hatte sie einige Banknoten aus der Sparkasse geholt und hatte den kleinen Wagen und das kleine Pferdchen gekauft. Und nun hatte sie begonnen zu reisen.

Wenn der Frühling kam, so wurde der Wagen aus seinem Schuppen geholt, frisch gewaschen, wohl

auch manchmal lackiert, mit der Leinwand überspannt, dann wurde auch das Pferdchen aus dem Stall gezogen, gestriegelt und vorgespannt. Zu des Leibes Stärkung wurde dann eine reichlich bemessene Anzahl von Flaschen Wein und Likör hinten im Stroh verstaut, und dann fuhr Tante Resa los.

Nach vier, fünf, sechs, auch sieben Wochen kam sie wieder zurück, behob von den Parteien ihres Hauses die Miete, löste die Kupons ihrer Wertpapiere ein und ruhte zwei oder drei Wochen aus. Dann fuhr sie von neuem in die Welt hinein. Das wiederholte sich während der schönen Jahreszeit drei- bis viermal.

Sie fuhr auf den Landstraßen dahin, ließ ihr Pferdchen gehen, wie es wollte, saß unter ihrem Leinwanddach, schaute nach links und rechts und griff bisweilen auch nach hinten, um einen ihrer nassen Freunde beim Hals zu erwischen und einen tüchtigen Schluck zu machen.

Daß man bei einer solchen Manier zu reisen mehr erlebt, als wenn man mit der Eisenbahn fährt, ist selbstverständlich. Und darum konnte Tante Resa auch so viel von schaurigen Wäldern, die voller Räuber steckten, erzählen, von sonderbaren Begegnungen, von Mondscheinnächten. Lauter Geschichten, die bewiesen, wie groß und seltsam die Welt war.

Die Tante Resa aber fürchtete sich nicht vor dieser großen Welt, die so seltsam war. „Ich bin eine Amazone", pflegte sie zu sagen, und wenn man sah, wie sie sich dabei rasierte, so mochte man es ihr ohne weiteres glauben.

Wenn sie aber mit ihren Geschichten zu Ende war, so fügte sie jedesmal hinzu: „Das wär' alles recht schön und gut, wenn nur nicht die verflixten Männer

wären. Daß man vor denen halt gar keine Ruh nicht hat. Ich weiß nicht, was die immer so hinter mir her sind. Bin ich denn noch gar so verführerisch? Aber die sind nicht zu bändigen. Na — das ist nichts für euch Kinder. Dem Onkel Hilarius werde ich es nachher erzählen, wenn wir allein sind."

Der Onkel Hilarius verriet, sobald Tante Resa an dieser Stelle ihres Berichtes angekommen war, immer eine gewisse Aufregung, die sogar uns nicht entging. Heute weiß ich auch warum.

War es denn nicht seine Jugend, die da saß und sprach, als ob sie immer noch lebendig und wirksam sei?

Und Onkel Hilarius wäre vielleicht auch niemals alt geworden, er hätte niemals graue Haare bekommen und wäre niemals gebückt gegangen, wie zuletzt, wenn er nicht den Zusammenhang mit seiner Jugend verloren hätte und sich von ihr hätte abwenden müssen.

Das war aber eine eigentümliche Geschichte, und sie begann damit, daß der Onkel Hilarius eines Tages zu uns kam und erzählte, daß der alte Weiner von irgend jemandem fünftausend Gulden geerbt habe.

Er konnte nicht ahnen, daß diese Erbschaft des alten Weiner dazu bestimmt war, seine Jugend umzubringen.

Der Weiner war ein alter Werkelmann und in der Stadt eine bekannte Figur, die zum Straßenbild gehörte. Er war aber auch kein gewöhnlicher Werkelmann, sondern einer, an dem der Reiz des Geheimnisvollen haftet. Wir nannten ihn den Barabas. Ich weiß nicht mehr, ob einer von uns diesen Namen aufgebracht hat oder ob er schon aus den Kinder-

generationen vor der unseren stammte. Aber er traf kurz und schlagend das Wesentliche dieser Erscheinung. Denn in unserer Pfarrkirche hing ein Altarbild, auf dem der Räuber Barabas dargestellt war, jener wüste Kerl, dem das Volk von Jerusalem an Christi Stelle die Freiheit gab. Dieser Barabas trug einen großen Schlapphut und einen merkwürdigen, geflickten Mantel mit einer Kapuze, und er hatte einen schwarzen, wirren Bart im Gesicht.

Und genau so sah der alte Weiner aus. Nur daß er kein Räuber und kein wüster Kerl war, sondern ein armer Teufel, dem es auf der Welt hundeschlecht erging. Er hatte gar kein ständiges Quartier, sondern trieb sich tagaus, tagein auf der Gasse herum. Im Sommer schlief er in einer Anlage oder vor der Stadt im Straßengraben, im Winter aber fand er irgendwo bei einem Einkehrwirt einen Winkel im Stall. Ein solches Vagabundenleben war zwar gegen die Polizeivorschrift, die von jedem Staatsbürger verlangt, daß er eine feste Stätte habe. Aber die Polizei hütete sich, den alten Weiner nach seinem Quartier zu fragen, weil sie sonst am Ende gezwungen gewesen wäre, ihn irgendwie selbst zu versorgen.

Das Geheimnisvolle an diesem Werkelmann aber war der alte, schmutzige Schnappsack, den er unter seinem Räubermantel trug. Dieser Schnappsack hing ihm vorne herab und schlug ihm bei jedem Schritt gegen die Beine. Wenn der Mantel vorne auseinanderging, dann konnte man das Ding baumeln sehen. In diesem Schnappsack aber, der gar nicht anders aussah, als wie ihn Bettler sonst gewöhnlich tragen, verbarg sich das Außergewöhnliche. Denn es hieß, der alte Weiner habe einen Leibschaden und der Sack diene ihm

irgendwie dazu, sein Gebrechen zu verstecken. Dadurch war unsere Neugierde außerordentlich angestachelt und wir hätten gar zu gerne gewußt, wie sich die Sache eigentlich verhalte. Darum setzten wir alles daran, einmal einen Blick in den Sack tun zu dürfen. Wir ersannen eine Menge Listen, eine immer besser als die andere, wie wir dem alten Weiner beikommen könnten. Aber der war auf seiner Hut und hielt sich uns vom Leibe. Er zog seinen Räubermantel fest um sich, blieb Sommer und Winter eingehüllt, und nur wenn er auf seinem winselnden Werkel ein Stück anstimmen wollte, steckte er die Arme durch die beiden Schlitze an den Seiten des Mantels.

Und nun hatte dieser arme Teufel auf einmal von einem reichen Verwandten fünftausend Gulden geerbt. Fünftausend Gulden, das war wie der Schatz des Inkas für einen Menschen, durch dessen Hände während seines ganzen Lebens bisher vielleicht noch nicht diese Summe gegangen war. Er ging zuerst zwei Tage herum, als habe man ihn mit einer Holzhacke über den Kopf geschlagen. Er mochte wohl denken, die Vorspiegelung einer solchen Möglichkeit sei eine ganz besondere Bosheit, die sich die Welt gegen ihn ausgedacht habe. Mißtrauisch ging er allen Menschen aus dem Wege, aß nichts, trank nichts und streckte die Arme nicht ein einziges Mal aus den Mantelschlitzen, um sein Werkel winseln zu lassen.

Am dritten Tage erst begann er allmählich zu erfassen, welche Wendung sein Geschick genommen hatte. Das Zeichen, woran man dies ersehen konnte, war, daß er sich einen mörderischen Rausch antrank. Er lag einen ganzen Tag draußen vor der Stadt im Gasthaus „Zur Sonne", aber — wie es seinen ver-

änderten Verhältnissen entsprach — nicht mehr im Stall auf der Streu, sondern in einem der Zimmer für bessere Fuhrleute. Und wenn wir damals zugegen gewesen wären, so hätten wir wohl ohne Schwierigkeiten unsere Neugierde befriedigen und nachsehen können, was denn eigentlich in dem Schnappsack sei.

Trotzdem der alte Weiner sein neues Leben also nicht eben würdig eingeleitet hatte, stieg er mit der Bestätigung des Gerüchtes von der Erbschaft in der Achtung seiner Mitbürger. Er erhob sich aus dem Sumpf der Niedrigen und Verachteten und konnte seinen Platz näher an der Sonne der allgemeinen Wertschätzung auswählen. Denn wie es in kleinen Städten meist zu sein pflegt, war auch bei uns das Geld fast der einzige Maßstab für die Persönlichkeit.

Es gab schon einige Leute, die es nicht mehr für unpassend hielten, mit dem alten Weiner ein paar Worte auf der Straße zu wechseln und ihm freundschaftlich wohlwollend Ratschläge zu erteilen, wie er sein Geld anlegen solle.

Auch für Tante Resa war der Werkelmann durch seine Erbschaft in den Kreis der Menschen eingetreten, denen man Beachtung schenken kann.

„Was er wohl mit seinem Geld anfangen wird?" hatte sie eines Tages Onkel Hilarius gefragt. „So ein Mensch weiß doch nicht, was er mit seinem Geld machen soll. Er glaubt, daß fünftausend Gulden für die Ewigkeit ausreichen. Und da finden sich auch immer Leute, die ihm davon helfen. Er sollte jemanden haben, der ihm die Sorge darum abnimmt."

Die Angelegenheit mußte Tante Resa wohl so lange im Kopf herumgegangen sein, bis sie nicht länger umhin konnte, sich darüber Gewißheit zu verschaffen,

was Weiner mit seinem Gelde zu tun gedenke. Denn man erfuhr, daß sie ihn eingeladen habe, sie zu besuchen und mit ihr über die Sache zu sprechen.

Onkel Hilarius war über diese Annäherung nicht wenig erstaunt. Er hatte nicht gedacht, daß Tante Resas Interesse so weit gehen würde. Und gleich am Tag, nachdem er es erfahren hatte, machte er einen Besuch in dem Turmzimmer der Witwe.

Als er die Türe öffnete, sah er den alten Weiner wirklich und wahrhaftig an Tante Resas Tisch sitzen. Und dieser Tisch war schön gedeckt, die Kaffeekanne stand da und zwei Schalen und ein angeschnittener Guglhupf und in der Glasvase neben der Zuckerdose waren sogar ein paar Rosen aus dem Garten. Der Werkelmann aber saß in seinem geflickten Räubermantel vor allen diesen Herrlichkeiten, hatte eine Schale halb voll mit einem Kaffee von lichtem Braun und hielt eine Schnitte des goldgelben Kuchens in der Hand. Sein Schlapphut lag neben ihm auf dem Boden.

Der Tante Resa schien der Besuch meines Onkels nicht gerade zweimal angenehm. Indessen faßte sie sich und sagte, indem sie auf einen dritten Stuhl wies: „Ja, der Herr Weiner ist zu mir gekommen, um über seine Erbschaft zu sprechen! Es ist doch eine hübsche Summe und es wäre schade, sie durch die Finger laufen zu lassen. Wenn der Mensch keinen wirklichen Freund hat, finden sich immer sehr bald eine Menge falscher Freunde, die ihm die guten Ratschläge geben, wie sie ihnen am besten passen."

Der alte Weiner, der den Mund voll hatte, spülte den Kuchen mit einem Schluck Kaffee hinunter und nickte dann. Onkel Hilarius, der mir später, als ich älter geworden war, alles genau erzählt hat, sagte, er

habe ausgesehen wie ein Hund, der den Herrn gewechselt hat und von einem schlechten an einen guten geraten ist. In seinen Augen kämpft noch Mißtrauen und Furcht mit der Verwunderung über so viel Glück.

Und wirklich mag dem Weiner vielleicht damals zum erstenmal ganz klar geworden sein, was der Umschwung in seinen Verhältnissen eigentlich für ihn zu bedeuten habe. Er war aus einem heimlosen Vaganten und Bettler ein Mensch geworden, dem es möglich ist, unter Dach und Fach zu kommen, und ein anderer Mensch war da, der die Hand ausstreckt, um ihm dabei zu helfen.

„Ja", hat er zum Specknazl-Wirt gesagt, bei dem er sich früher immer die Abfälle aus der Küche geholt hatte und bei dem er jetzt im Gastzimmer sitzen durfte, weil er zahlte, was er verzehrte, „ja . . . jetzt wird's anderst, vastehen S' . . . anderst!! Da wird ma ja a Mensch . . . wenn ma immer was Warm's im Magen hat und im Bett schlaffen kann."

Damals, als der Onkel Hilarius den alten Weiner zum erstenmal bei der Resa getroffen hat, ist aber der Alte nicht sehr aus sich herausgegangen. Und auch die anderen haben nicht viel gesprochen. Der Weiner hat seine Schale Kaffee ausgetrunken und hat sich dann nicht lange nötigen lassen, noch eine zweite Schale zu nehmen. Vielleicht aber hat er es noch mehr aus Verlegenheit getan, als weil er sich schon so zu Haus gefühlt hat. Die Tante Resa hat an einem Tischläufer gestickt. Und der Onkel Hilarius ist dabei gesessen und hat nichts gewußt, was er sagen soll. Nach einer Weile ist er aufgestanden und fortgegangen, und Tante Resa hat ihn mit keinem Wort zurückgehalten.

Ich erinnere mich noch genau, wie Onkel Hilarius

nach diesem Besuch zu uns kam. Er hatte das Gesicht voll roter Flecken und keuchte, als ob er fünf Stockwerke gestiegen sei, obwohl unsere Wohnung im Hochparterre lag. Nachdem er seinen Hut auf das Klavier geworfen hatte, was ganz gegen des Onkels sonst so ordentliche Gewohnheiten war, trat er an das Fenster.

„Na, na", fragte mein Vater, „was hat's denn gegeben? Hast wieder Feuer auf dem Dach?"

Der Onkel Hilarius aber sagte nichts, sondern schaute nur aus dem Fenster. Von diesem Fenster aus sah man nämlich in den alten Stadtgraben hinein, wo jetzt lauter Gärten waren, und jenseits des Grabens sah man eine verwitterte Mauer und darüber einen Turm. Die Gärten unten waren angefüllt von Grün, das in ihnen emporstieg und keinen Raum zu haben schien, denn es quoll über die Mauer empor und sandte seine Ausläufer als lustige Kletterranken von wilden Rosen den Turm hinan. Von den Turmfenstern stand eines offen, und aus diesem wehte eine Gardine hinaus, wie eine Fahne oder wie ein Tuch, das jemandem zuwinken soll.

„Aha", sagte mein Vater mit dem spöttischen Ton, den er dem Onkel Hilarius gegenüber so häufig anwandte, „Ritter Toggenburg . . ., und so saß er, eine Leiche, eines Morgens da, nach dem Fenster . . . und so weiter. Magst du einen Kognak?"

„Sag einmal", wandte sich Onkel Hilarius jetzt um, „hast du schon etwas von der Geschichte mit dem alten Weiner gehört?"

„Daß er geerbt hat?"

„Ja . . . und . . ."

„Daß sich die verwitwete Frau Wlach, deine Resa, um ihn bemüht . . .?"

„Du weißt es also auch?"

„Warum nicht? Es ist ja auffallend genug."

„Sie hat ein gutes Herz", sagte Onkel Hilarius und nahm eines meiner Schulbücher vom Tisch, als ob er nachsehen wollte, wie weit wir schon unsere Stollen in den Berg der Wissenschaften getrieben hätten.

Mein Vater sah den Onkel scharf an: „Mach dir doch nichts vor."

„Was meinst du denn?"

„Das mit dem guten Herzen."

„Hat sie vielleicht kein gutes Herz? Warum nimmt sie sich sonst des alten Weiner an?"

„Ach Gott, das weißt du ja ganz gut. Ich frage dich noch einmal, ob du einen Kognak willst."

„Warum sollte sie sich denn seiner annehmen? Sie hat ein gutes Herz. Sie weiß, daß er alles verschleudern würde, und das kann sie nicht ansehen. Er braucht jemanden, der die Hand darauf hält . . . und . . ."

„Ja, ja, ja . . . alles, weil sie ein gutes Herz hat. Also zum letztenmal: willst du einen Kognak?"

Onkel Hilarius trank den Kognak hinunter, wütend, mit einem Gesicht, als hätte man ihm Bitterwasser vorgesetzt. Er tat es weniger, weil er trinken wollte, als um diese störende Zwischenfrage endlich aus der Welt zu schaffen.

Nach einer Weile, während der er aus dem Fenster nach dem Turm hinübergesehen hatte, fing er wieder an: „So ein armer Teufel, wie der Weiner, der niemals eine solche Menge Geld beisammen gesehen hat, der weiß doch wirklich nicht, was er damit machen soll.

Wenn er da nicht jemanden hat, der es gut meint mit ihm . . . das ist christlich, das ist edel . . ."

„Aber so hör doch auf, ich sag' ja gar nichts gegen sie."

„Was könntest du auch gegen sie sagen? Wenn jemand aus so uneigennützigen Motiven . . ."

„Ja, ja! Es ist ja alles schön und gut . . ."

„Aber ihr wollt das nicht verstehen, wenn jemanden sein gutes Herz antreibt. Bei allem ist es die Selbstsucht, die man suchen muß."

„Bei der Tante Resa ist es das gute Herz."

„Also warum sollte sie das sonst tun? Der alte Weiner ist doch wirklich kein so anziehender Mensch. Man kann sogar sagen, er ist ziemlich unappetitlich."

„Aber seine Erbschaft ist ganz appetitlich für jemanden, der überhaupt viel Geschmack an Geld findet."

„Du willst doch nicht sagen . . .?"

„Schau: du weißt es ja doch selbst genau so wie ich, daß es der Witwe Wlach nur um seine fünftausend Gulden zu tun ist."

„Das ist . . . das ist . . ."

„Sie wird sie ihm abnehmen und ihn dann hinaushängen."

Da griff Onkel Hilarius nach seinem Hut, setzte ihn auf — was er sonst im Zimmer niemals tat — und schrie: „Ihre Motive gehen über euern Horizont."

„Sie wird ihn heiraten, wenn sie ihm nicht auf andere Weise beikommen kann. So wie sie es mit dem Selchermeister Kummer und dann mit dem Bäcker Wlach gemacht hat."

„Du traust ihr eine Gemeinheit zu . . . ich habe nicht gewußt, daß du eine so niedrige Gesinnung hast."

„Hör auf, sonst mußt du gleich noch einen Kognak trinken."

„Lächerlich, sie wird ihn heiraten! — Ha! Lächerlich!"

„Ist sie nicht ihr ganzes Leben nur immer aufs Geld ausgewesen? Was? Das weiß die ganze Stadt und du weißt es auch. Nur willst du es nicht wissen."

„Lächerlich, sie wird den alten Weiner heiraten . . . Da muß man nur lachen . . ."

„Alles ist bei ihr das Geld. Warum hat sie denn dann dich nicht geheiratet? Dich und noch drei oder vier andere, die ihr gerade so gut gefallen haben wie du?"

„Der Selcher Kummer hat ihr noch besser gefallen."

„Ja — seine Obligationen haben ihr besser gefallen. Deshalb hat sie dich nicht geheiratet. Weil du ein armer Teufel bist. Und wenn ihr der Kummer so sehr gefallen hat, was war denn dann, wie er gestorben ist? Du bist ja kein griechischer Götterjüngling, aber hübscher als der Bäcker Wlach mit den O-Füßen und den Abszessen am Hals bist du doch immer gewesen. Nach dem Tod vom Kummer warst du ja noch immer frei und ledig. Warum hat sie denn dich nicht genommen? Du hättest ja gleich zugegriffen. Aber du bist noch immer ein armer Hund gewesen und bist es bis heute geblieben. Da war der Wlach doch ein anderer Kerl mit seinem Zinshaus und so weiter . . . Und jetzt der Weiner . . . soll man sich da wundern?"

Onkel Hilarius saß auf dem Sofa, in eine Ecke zusammengedrückt und ließ über sich ergehen, was mein Vater, endlich ärgerlich geworden, vorbrachte. Er war eingeschrumpft wie ein „sterbendes Schweinchen" aus Gummi, dem die Luft anfängt auszugehen. Als

mein Vater geendet hatte, schwieg er noch und spielte mit einer Quaste, die von einem pompös verzierten Rückenpolster herabhing. „Ja . . . so sind die Menschen . . .", sagte er dann leise, „was sie nicht begreifen können, das muß irgendwie . . . ach ja", und von einem neuen Gedanken ergriffen, fuhr er fort, „und daß sie die Natur so liebt, daß sie Reisen macht, daß sie die Kinder gern hat . . . sind das Anzeichen einer gemeinen und eigennützigen Seele?"

Meinem Vater mochte der Onkel Hilarius leid tun. „Na ja", sagte er sanft, „es finden sich schon manchmal Widersprüche in der menschlichen Natur vereinigt. Wer kann das alles so genau ergründen . . . reden wir lieber nicht davon."

Onkel Hilarius aber blieb in seiner Sofaecke sitzen, mit einem blassen Gesicht, das durch die Dämmerung schimmerte, und die Quaste des Rückenpolsters lag tot in seiner Hand. Ich verspürte eine große Traurigkeit im Zimmer, die von meinem Onkel ausging. Und ich ging hinaus und es fiel mir ein, daß ich ja heute erfahren hatte, aus welchem Grunde der Zusammenhang, den ich in der Vergangenheit zwischen Tante Resa und dem Onkel bestehen wußte, zu keinem dauernden Band geworden war.

Solcher Art sind die Stunden, die uns ernster machen und für das Leben reifen.

Am Sonntag darauf machten wir einen Familienspaziergang nach der Schießstätte. Mir waren diese Spaziergänge zum Teil ein Greuel, zum Teil ein Entzücken. Das Entzücken wurde durch die verschiedenen Herrlichkeiten hervorgerufen, die es da gab: die Schießbude, wo man nach beweglichen Figuren und tönernen Pfeifenköpfen schoß, das Museum mit den

beiden Wachspuppen der andalusischen Tänzerin und des Kannibalen, der seine Keule schwang, die Schiffsschaukel, das Ringwerfen, die Menagerie, ganz abgesehen von den Vergnügungen niederen Ranges, wie Kasperltheater und Ringelspiel, über die ich mich schon erhaben dünkte. Auch der Aufenthalt im Restaurationsgarten bei Bier und Würsteln gehörte zu den Entzückungen. Aber ein Greuel war es, daß man alles das im Kreis seiner Familie mitmachen mußte und an seiner Freizügigkeit gehindert war. Man mußte hübsch an der Falte bleiben und durfte sich nicht viel rühren. Und dabei stand immer ein Gespenst im Hintergrunde. Das war der Professor Lämmermeyer, den man hier draußen häufig traf und der dann mit ungemeiner Liebenswürdigkeit begrüßt und nach meinen Fortschritten befragt wurde. Besonders Professor Lämmermeyer gab den Ausschlag, daß die Greuel überwogen.

An jenem Sonntag hatten wir wie immer langsamen Schrittes im Strom der Spaziergänger die Schießstätte erreicht und waren die Budengassen unter den alten riesigen Kastanienbäumen zweimal auf und ab gegangen. Ich sah sehnsüchtig einigen Gassenjungen zu, die auf dem Geländer der Kümmelwiese die Armwelle machten. Auf einmal sagte jemand: „Sapperment, wie sich der alte Weiner herausgeputzt hat."

Wahrhaftig, da ging der alte Weiner vor uns. Und er hatte sich herausgeputzt, daß man ganz geblendet war. Einen neuen Schlapphut hatte er, von grauer Farbe, und einen lichtgelben Havelock, der sah so aus, als sei er aus dem Fell des Karo vom Krebsenwirt gemacht, des dicken Köters, der vorige Woche hin geworden war. Aber es war doch wohl kein Hundefell,

aus dem der Havelock gemacht war, sondern richtiges Kamelhaar, denn der alte Weiner ging ganz zufrieden dahin und strich bisweilen mit der Hand sorgsam über den Stoff. Er tat so, als wolle er ein Stäubchen wegwischen, aber es war zu sehen, daß es nur geschah, um seinen neuen Mantel liebkosen zu können. Dabei schaute er immer nach links und rechts, ob man ihn auch bemerke und wie man sich gegen ihn benehme. Es waren bei aller Zufriedenheit mit sich selbst doch ängstliche und verschüchterte Blicke, und sie baten gleichsam um etwas, was diese strömende Menge gewähren konnte.

Damals kam mir das alles, die Erscheinung des alten Mannes, sein Gebaren und sein neuer Havelock so komisch vor, daß ich vielleicht gelacht hätte, wenn nicht etwas gewesen wäre, was mich daran hinderte.

Das war zuerst ein Gefühl von Schwere und Unbehagen. Und heute weiß ich auch, daß dies eine Empfindung des Tragischen in diesem Falle war: wie sich hier ein Paria am Ende seiner Tage bemühte, sich aus seiner Niedrigkeit zu erheben, und wie er zaghaft und vorsichtig einen ersten Versuch machte, sich unter die anderen Menschen zu mischen, ungewiß darüber, ob sie ihn dulden oder voll Empörung zurückstoßen würden.

Das andere, was ein Lachen nicht aufkommen ließ, war das Gesicht meines Onkels Hilarius. Der sah den Alten immer nur an, wie er da vor uns ging, mit seinen plumpen, kurzen Schritten, und wie er verlegen seinen Schlapphut rückte, wenn er einen Bekannten erblickte. Und in dem Gesicht des Onkels war eine Starrheit, die sich wie eine Maske über seine sonst so lebhaften Züge legte. Daß Onkel Hilarius aufgeregt war, konnte

ich auch daraus ersehen, daß Tante Berta, die seit jeher eine kleine Schwäche für ihn hatte, ihren Arm in den seinen schob. Das tat sie immer, wenn sie ihn beruhigen wollte.

„Jetzt wird gleich die Frau Wlach erscheinen", sagte jemand, und Onkel Hilarius fuhr zusammen.

Als wir an dem alten Weiner vorüberkamen, grüßte er. Niemand dankte ihm, nur Onkel Hilarius zog den Hut vor ihm.

Ich hätte gar zu gerne gewußt, ob der Alte unter seinem neuen Havelock noch immer den geheimnisvollen Schnappsack trug. Aber der Mantel war trotz der sommerlichen Hitze fest geschlossen, und der Schnappsack blieb rätselhaft wie früher. Es schien mir aber, daß aus dem Gang des Alten zu entnehmen war, es baumele ihm das Ding noch immer vor den Beinen.

Die grausame Prophetin des Erscheinens der Frau Wlach sollte recht bekommen. Eben als das Interesse für den alten Weiner anfing nachzulassen, kam Tante Resa die Budengasse entlang, lächelnd, frisch rasiert, mit einem Sommerhut von sehr jugendlicher Buntheit auf dem Kopf. Die Augenbrauen liefen über der Nasenwurzel zusammen, und man sah noch die Spuren der angebrannten Zündhölzchen, mit denen Tante Resa ihrem kühnen Schwung nachgeholfen hatte. Wie sie so daherkam, schnaufte sie gar nicht wenig, denn es war heiß, und die Blutwursttaille war sehr fest zusammengeschnürt, damit sie in dem schwarzen Seidenkleid Platz fände.

Mit einemmal war die erschlaffte Aufmerksamkeit neu belebt.

„Das ist ein Brautaufzug", sagte meine Schwester, die mit dem Baumeister Giesel verheiratet war.

„Die Tante Resa im schwarzen Seidenkleid", höhnte jemand anders, „das ist ein Anblick für Götter."

Ich weiß nicht, ob sie nichts davon ahnten, wie es um Onkel Hilarius stand, oder ob sie nur in diesem Augenblick nicht daran dachten. Aber ich fühlte die Grausamkeit dieser Bemerkungen und Scherze. Und ich sah, wie sie auf den Onkel wirkten, wie er darunter litt und wie Tante Berta seinen Arm fester faßte.

Und seltsam: in dieser Stunde entschied sich ein Schwanken in meinem Innern. Es hatte einen Kampf in mir gegeben. Aus dem Gespräch meines Vaters mit dem Onkel war mir ein Eindruck geblieben, der mich von Tante Resa wegtrieb. Ohne daß ich recht erfaßte, was die Vorwürfe zu bedeuten hatten, die mein Vater gegen sie vorbrachte, empfand ich, daß sie zerstörend wirkten. Jetzt wandte ich mich ganz von Tante Resa ab.

Sie schnaufte durch die Menge, nickte lächelnd ihren Bekannten zu und gab auch meinem Onkel einen gnädigen Gruß. Aber das war alles nur obenhin. Man sah, daß sie jemanden suchte. Gerade vor der Schießbude traf sie mit dem alten Weiner zusammen. Sie streckte ihm die Hand hin und er nahm ihre Fingerspitzen. Dabei schwankte er vor Verlegenheit von einer Seite auf die andere. Das Gesicht, das von dem jetzt zugeschnittenen Räuberbart umrahmt war, sah aus wie alter Käse. Dann wandte er sich und ging an ihrer Seite.

Tante Resa sprach lustig und laut auf ihn ein und er hörte zu, den Kopf ergeben gegen die rechte Schulter gesenkt. So gingen sie zweimal auf und ab, und dann verschwanden sie miteinander zwischen der tanzenden Andalusierin und dem keulenschwingenden Kannibalen ins „Museum".

Mit der Zeit gewann der alte Weiner ein wenig mehr Zuversicht. Es entschwand ihm nichts. Alles blieb, wie es war. Tante Resa bewahrte ihre Freundlichkeit und bat ihn um seinen täglichen Besuch. Und der Alte kam, saß im Turmzimmer, trank Kaffee und fühlte sich immer fester in einem neuen Leben.

Eines Abends ging ich mit meinem Vater über den Hauptplatz. Vor uns sahen wir den hellgelben Havelock und den grauen Schlapphut des alten Weiner. Es traf sich, daß mein Vater und der alte Weiner in derselben Tabaktrafik ihre Einkäufe besorgten.

Beim Heraustreten aus dem Laden sprach der Alte meinen Vater an.

„Ich rauch jetzt Wirschina", sagte er und zeigte eine Handvoll der langen, schwarzbraunen Stengel. „Die sein besser als Kommißtabak oder gar Stumpeln von der Gassen."

„So", sagte mein Vater.

Aber der Alte ließ sich nicht so kurz abweisen und ging neben uns her, indem er die Backen aufblies und dann wieder mit dem zahnlosen Mund Kaubewegungen machte. Das war etwas ganz Neues, was ich an unserem Barabas gar nicht kannte. Und wahrscheinlich hatte sich diese Gewohnheit mit dem zunehmenden Gefühl der Wichtigkeit eingestellt.

Man merkte, daß der Alte von etwas voll war. Es drängte ihn, davon zu sprechen. „Ja", sagte er, „das is alles jetzt besser, alles . . ."

Auch seinen Dialekt hatte er verbessert. Oder er bemühte sich wenigstens, es zu tun. Es klang aber manchmal so sonderbar, als plage er sich ab, in einer fremden Sprache zu reden, die er erst vor kurzem erlernt hatte.

Plötzlich blieb er stehen und hielt meinen Vater am Ärmel zurück. „Wissen S' schon", sagte er, indem er die Backen aufblies und kaute, „ich zieh jetzt zur Frau Wlach."

„So?"

„Ja — warum denn nicht? Sie hat sich um mich so schön ang'nommen. Also ich zieh ganz zu ihr."

„Also, Sie werden heiraten?"

„Heiraten? — Ein Kichern sprudelte aus der Kehle des Alten. „Heiraten — nicht. Noch nicht! Aber — man soll nix verschwören. Was nicht is, kann werden. Jetzt zieh ich daweil zu ihr. Als Partei. Sie hat da neben dem Turm in der Mauer ein kleines Zimmer. Warum soll ich in dem Zimmer nicht wohnen? Für mich is es groß genug. Wissen S', so ein kleines Zimmerl ... ein Bett, ein Tisch, ein Kasten, ein Sessel ... genug is. Unsereiner ... Sakradi! Und dann ... dann — ja, das muß man sagen ... das wird ein Leben."

Er blieb wieder stehen und hielt meinen Vater am Ärmel fest: „Auf die Reise werden wir miteinander gehen . . . im Wagerl. Da wird ein neues Wagerl gekauft, ein größeres, damit wir Platz haben, und ein zweites Pferd ... na ja, weil wir doch zwei sein. Verstehen S': zwei Pferd für zwei Leut. Gehört sich doch so, net wahr? Also . . . ja! So muß man leben. Dann hat man was davon. Zwei Pferd ... das Geld is ja da. Warum soll man nicht, wenns Geld da is? Was? Für so was darf man schon an Hunderter ausgeben oba zwa." Und er blies die Backen auf und kaute aus Leibeskräften.

„Ich wünsche Ihnen viel Glück, es soll Ihnen alles so ausgehen, wie Sie sich's denken", sagte mein Vater

und trat mit mir in die Drogerie, wo er noch etwas zu kaufen hatte.

Als wir nach einer Weile wieder über den Hauptplatz gingen, begegneten wir einem bekannten Bankbeamten. An seinem Lächeln war zu sehen, daß er meinem Vater etwas Interessantes mitzuteilen wünschte.

„Sie haben vorhin mit dem Barabas gesprochen", sagte er, nachdem er meinen Vater begrüßt hatte.

In meiner Vaterstadt wußte jedermann von jedermann, was er während der vierundzwanzig Stunden des Tages und der Nacht getan und gelassen hatte.

„Wissen Sie", fuhr der Bankbeamte fort, „der Barabas" — es machte dem Mann offenbar Spaß, den alten Weiner hartnäckig mit seinem Spitznamen zu nennen — „hat doch seine Erbschaft bei uns im Depot gehabt. Er hat das ganze Geld heute behoben." Hierauf sah der Beamte meinen Vater triumphierend an, im Genuß der Wirkung seiner Mitteilung.

„So . . . er hat es behoben? Und zu welchem Zweck, was glauben Sie wohl . . . was wird er damit anfangen?"

„Er wird es anderswo anlegen . . . bei der Frau Wlach, der . . . der Tante Resa." Und mit einem schallenden Gelächter schüttelte der Beamte die Hand meines Vaters und ging weiter, auf einen anderen Bekannten zu, um seine Neuigkeit an mehreren Stellen zugleich in Umlauf zu setzen.

* * *

Onkel Hilarius wurde täglich stiller und trauriger. Er tat mir sehr leid. Mein Vater mochte den anderen einen Wink gegeben haben, wie es um Onkel Hilarius

stand, denn niemand sprach mehr von Tante Resa und dem alten Weiner, obzwar sich die ganze Stadt mit ihnen beschäftigte.

Aber auch dieses geflissentliche Schweigen schien Onkel Hilarius drückend zu empfinden. Lag nicht gerade darin ein Beweis dafür, daß man sich in seinem Urteil mit der Stadt in Übereinstimmung befand?

Der Onkel vermied es zumeist, nach dem Turm jenseits des Grabens hinüberzusehen. Manchmal aber kam es über ihn. Dann stand er lange am Fenster und seufzte. Da drüben war sie mit dem Eindringling, wenn auch nicht gerade unter einem Dach, so doch in engster Nachbarschaft, und sie konnten einander zu jeder Stunde sehen und beisammen sein. Denn aus dem Mauerzimmerchen führte eine enge Treppe durch die Stadtmauer in den Turm hinauf. Wenn auch Tante Resa wegen ihres Umfanges diese Treppe nicht benutzen konnte, so stand es doch dem alten Weiner frei, sich ihrer zu bedienen.

Ich glaube nicht, daß es gewöhnliche Eifersucht war, die den Zustand meines Onkels bestimmte. Es war vielleicht eher ein Vorgefühl, eine Angst vor dem Kommenden, vor einer Katastrophe, die das Heiligtum in seiner Seele vernichtend treffen könnte. Das schließe ich aus einem Erlebnis, das ich mit meinem Onkel in dieser Zeit hatte.

Er pflegte sonst manchmal, wenn er guter Laune war, mit mir längere Spaziergänge in den Wald zu unternehmen. Nun war es aber schon wochenlang nichts damit gewesen. Die Stimmung für solche Gänge war ihm wohl gründlich vergangen. Um so erstaunter war ich, als er eines Tages ganz von selbst das Gespräch auf diese freundliche Gewohnheit brachte und

mich fragte, ob ich wohl wieder einmal mit ihm ausgehen wolle. Ich war sogleich bereit dazu.

Unser Weg führte uns an einem Kalvarienberg vorbei, neben einem Steinbruch auf die Felder, immer weiter in den Sommer hinein. Der war ganz heiß und sengend und lag über der Landschaft bis zu den fernen blauen Waldbergen hin, wo erst die Kühle zu beginnen schien. Wir gingen über die Teufelsbrücke, das war ein uralter, hölzerner, überdachter Bau und dann immer längs des Flusses. Bis der Abend kam. Da wurde alles sehr sanft und weich, und die Welt schwang wie eine große Glocke. Wir kehrten in einem Landwirtshaus ein. Den ganzen Weg über hatte Onkel Hilarius wenig gesprochen, so daß auch ich ganz zaghaft geworden war. Jetzt aber, bei Bier und Käse, kam mir meine gute Laune wieder, und ich hielt es nicht länger aus, so stumm dazusitzen.

Ich begann also von der Schule zu erzählen und von den Professoren und von den männermordenden Kämpfen zwischen ihnen und uns. Was wir aufgeführt hatten und wie sie uns zu Leibe gegangen waren und wie wir uns wieder gerächt hatten. Wie Mucius Scaevola, sonst Siegfried Kohnstein genannt, die Jalousie so sinnreich eingerichtet hatte, daß sie mit Donnergepolter herunterstürzte, wenn einer in Gefahr war, beim Schwindeln erwischt zu werden. Und wie wir dem Mathematikprofessor den Schwamm mit Tinte beschmiert hatten, daß er sich dann ahnungslos das Gesicht und den Hemdkragen mit schwärzlichen Zeichnungen schmückte.

Alles, was man zu Hause keinem Menschen sagen durfte, konnte man Onkel Hilarius anvertrauen.

Er hörte mir zu. Aber er lachte nicht wie sonst, son-

dern er lächelte bloß, so schmerzlich und wehmütig, daß mir wieder bange wurde und ich bald verstummte.

Dann traten wir den Heimweg an. Die Stadt lag vor uns, ganz goldig in den Abend gebettet. Aus einem Dorf hinter einer Hügelwelle stieg ein heimliches Klingen auf. Zwischen den Feldern kamen zwei Menschen heran, auf einem so schmalen Weg, daß es aussah, als kämen sie aus den Ähren. Ein Bursch und ein Mädchen. Sie hielten sich umschlungen und wollten nicht voneinander lassen und kümmerten sich gar nicht um uns. Das Korn rauschte um ihre Schritte.

Auf einmal faßte mich mein Onkel und drückte mich an sich. Ich war schon so groß, daß ihm mein Kopf bis an die Schultern ging. An dem Beben seiner Brust und seinem krampfhaften Schluchzen spürte ich, daß er weinte. Und dann sagte er mit einer erstickten Stimme: „Warum, warum gibt es solche Dinge? Wie soll man darüber hinaus . . . darüber hinauskommen? Die Welt ist so sonderbar . . . Was ist das Leben? Was ist das Leben?"

Darauf habe ich ihm damals freilich keine Antwort gewußt. Und ich wüßte sie ihm auch heute nicht.

* * *

Über die Motive von Tante Resas Benehmen gegen den alten Weiner war sich die ganze Stadt einig. Eine Verschiedenheit der Meinungen bestand nur hinsichtlich der Art, wie sie es anstellen würde, ihren Zweck zu erreichen.

Die einen sagten, sie würde es über sich gewinnen, Barabas zu heiraten, um ihn ganz fest zu haben. Er

werde der Nachfolger des Selchers Kummer und des Bäckermeisters Wlach sein. Die anderen behaupteten, sie sei eine Spinne, die ihr Opfer aussaugen und dann aus dem Netz werfen werde.

Von dem seltsamen Paar, dem diese Vermutungen galten, erfuhr sowohl die eine als die andere Meinung ihre Bestärkung.

Der alte Weiner ging herum und gab sich nach seiner Art als Grandseigneur. Er war jetzt schon recht selbstbewußt geworden und fühlte sich im Besitz seiner Bedeutung wohl. Und er erzählte jedem, der es hören wollte, und auch jedem, der es nicht hören wollte, daß er demnächst heiraten werde.

Wenn aber Tante Resa gefragt wurde, ob dies wahr sei, so zuckte sie die Achseln und sagte, der Weiner sei ein alter Mann, und ein Narr spreche viel, wenn der Tag lang sei, und sie denke nicht daran, ihn zu heiraten. Ihr sei nur darum zu tun, ihn zu einer vernünftigen Verwendung seines Geldes anzuhalten. Das sei ihre Christenpflicht, da sich doch niemand anders dazu bereit gefunden habe.

In dieser Zeit richtete Onkel Hilarius an Tante Resa einen Brief. Ich habe das Konzept dieses Briefes in seinen hinterlassenen Papieren gefunden. Das Schreiben war offenbar das Ergebnis langen Nachdenkens, vieler qualvoller Stunden, eines Ringens mit sich selbst. An den zahlreichen Korrekturen ist abzusehen, wie schwer es ihm geworden sein mag, die passenden Worte zu finden, die sie veranlassen sollten, das zu tun, was ihm wohl als das kleinere von zwei Übeln erschienen sein mag. Diese Spuren eines inneren Kampfes machen mir den Brief zu einem der rührendsten menschlichen Dokumente.

Er lautet:

„Liebste Freundin!

Sie gestatten mir wohl noch, Sie so zu nennen, obwohl Sie sich in der letzten Zeit so auffällig von mir zurückgezogen haben, daß ich einige Male sehr traurig geworden bin und mich der früheren schönen Zeiten mit Wehmut erinnert habe. Indessen: der Grund dieser Abkehr von Ihren alten Freunden entspricht ja nur Ihrem guten Herzen, und man darf nicht so selbstsüchtig sein, einem anderen die Ausübung eines guten Werkes verübeln zu wollen, weil er dadurch unserer Freundschaft entzogen wird. Geben Sie sich also ganz Ihrer Aufgabe hin und denken Sie nicht etwa an mich. Nur einmal möchte ich noch im Namen unserer alten Freundschaft an Sie das Wort richten, mit einer Bitte, mit der Bitte, einen Rat von mir anzunehmen. Sie haben einen alten Mann zu sich aufgenommen und wohnen mit ihm in enger Nachbarschaft. Für mich bedarf es keiner Versicherungen, daß Ihre Beziehungen zu ihm nur solche sind, wie sie aus Mitleid und Nächstenliebe entspringen. Aber Sie kennen doch die Leute, unter denen wir leben, ihre Beschränktheit, ihre Skandalsucht, ihr Streben, jedermann das Schlimmste nachzusagen. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, diesen Leuten keinen Anlaß zu geben, Ihnen nachreden zu können. Ich weiß, es ist viel verlangt, meinem Rat zu folgen. Aber vielleicht entschließt sich Ihre werktätige Nächstenliebe auch noch zu diesem Schritt. Irgend etwas sagt mir, daß Sie die Menschwerdung des alten Mannes als Ihre Lebensaufgabe betrachten. Legitimieren Sie Ihr Mitleid und Ihr reines Empfinden, indem Sie ihn

heiraten. Ihr Zusammenleben wird dann aufhören, Anstoß zu erregen, man wird nicht mehr darüber sprechen können, man wird Sie — und mich, Ihren Freund — endlich in Ruhe lassen müssen. Das ist seltsam, daß ich Ihnen diesen Rat gebe; es geschieht aus Besorgnis, daß Sie durch Ihre Mildherzigkeit am Ende gar in ein falsches Licht geraten könnten. Niemand wird diese Ehe anders auffassen können als wie die Betätigung eines ernstlichen Willens zum Guten, als wie ein höchstes Opfer Ihrer Nächstenliebe.

Ich bin mit aller Verehrung wie immer ganz Ihr

Hilarius."

Ich weiß nicht, ob mein Onkel Hilarius auf diesen Brief eine Antwort erhalten hat. Unter seinen Papieren habe ich nichts gefunden.

Aber so viel ist gewiß, daß es ihm nicht geglückt ist, durch dieses Schreiben sein Heiligtum zu retten.

* * *

Eines Tages war nämlich der alte Weiner aus der Stadt verschwunden. Er war bei Nacht und Nebel davongegangen und hatte nichts mitgenommen als seinen Mantel, seinen Schlapphut und jedenfalls auch den geheimnisvollen Schnappsack. Es war eine regelrechte Flucht.

Das Gerücht davon lief gleich in den frühen Morgenstunden um. Tante Resa sorgte selbst dafür, daß es in Umlauf kam. Sie begab sich kurz nach sieben Uhr in höchster Erregung zu ihren Nachbarinnen, der Frau Steuereinnehmer Maresch und der Frau Postkontrolleur Mohr.

Ob man denn nichts von dem Lärm in der Nacht gehört habe . . .? Die Frau Steuereinnehmer und die Frau Postkontrolleur wohnten dem Turm Tante Resas gegenüber, aber sie hatten nichts gehört. Indessen schien es angezeigt, zu sagen, man hätte allerdings einen Spektakel gehört, und es sei ganz schrecklich gewesen. Auf diese Weise war Tante Resa der Rückzug abgeschnitten, den sie etwa noch hätte antreten können, falls man nichts gehört hätte.

Was es denn gewesen sei?

O, etwas Fürchterliches, etwas Abscheuliches! Bei der Erinnerung daran stünden Tante Resa noch die Haare zu Berg . . .

Also was denn? Also was denn?

Der alte Weiner sei entflohen, aber er hätte auch allen Grund dazu gehabt, denn wenn er sich nicht während der Nacht aus dem Staube gemacht hätte, so befände er sich jetzt bereits in den Händen der Polizei. Und Tante Resa selbst hätte ihn ihr übergeben.

Was er denn angestellt habe?

O, das könnte man kaum ausdenken, geschweige denn erzählen. Aber eine solche Niedertracht und Bosheit und Undankbarkeit habe Tante Resa nicht von ihm verdient und erwartet. Er habe sich gegen sie vergehen wollen . . . aber er werde sich hüten, jemals zurückzukehren, denn Gott sei Dank, gebe es noch ein Strafgesetzbuch, in dem Paragraphen gegen solche Verbrechen vorgesehen seien . . .

Wir hatten Schulferien und es machte mir Vergnügen, meinen Vater jeden zweiten Tag zum Raseur zu begleiten. Hier saß man eine halbe Stunde, blätterte in den illustrierten Zeitungen und konnte so manches bedeutsame Gespräch und biedere Männerwort zu

hören bekommen. Der Raseur Hühnl war noch aus der alten Schule hervorgegangen, die es ihren Angehörigen zur Pflicht machte, während des Schaumschlagens und Bartkratzens die Kunden zu unterhalten. Heute sind die Raseure ernsthafte und schweigsame Leute geworden, die sich betragen, wie die Priester eines wichtigen Kultes. Hühnl aber erinnerte an die Barbiere aus ‚Tausend und eine Nacht'. Er wußte alle Neuigkeiten der Stadt, begleitete sie mit umständlichen Kommentaren, legte die Arabesken seiner Beredsamkeit um sie herum und wußte sie pikant zuzurichten, wie nur je ein französischer Koch seine Saucen.

Am Morgen nach der Flucht des alten Weiner empfing er uns mit vollem Mund: „Also, was sagen Sie denn dazu? Das ist doch großartig, was? Das hat sie wirklich ausgezeichnet gemacht, die Frau Wlach. Allerhand Hochachtung. Wie sie den Weiner eingesponnen hat, daß er sich nicht mehr rühren kann. Und jetzt . . . Tür auf, einen Fußtritt und hinaus. Und das Geld, das klimpert im Sack von der Frau Wlach. Sapperment, Sapperment — das ist die hohe Politik, das ist schon die höchste Diplomatie. Na ja — so ein alter Mann, der niemals jemanden gehabt hat, der sich um ihn gekümmert hätte, der muß ja schließlich ganz dumm werden und glauben, er kann sich alles erlauben. Wer weiß denn auch, wie sie ihn so weit gebracht hat. Das wär mir schon interessant zu wissen. Der alte Esel ist ja ganz . . ." und Hühnl fuhr mit dem Rasiermesser rasch zwei Kreise vor seiner Stirne in der Luft, „gewesen. Vor drei Tagen noch hat er sich bei mir den Bart stutzen lassen. Sie hätten sehen sollen, wie er sich gegeben hat. ‚Na, Hühnl', sagt er,

‚Sie werden bald was von mir hören.' ‚So?' sag ich, ‚ich denk, die Frau Wlach will nicht.' ‚Na', sagt er, ‚sie wird schon wollen' und lacht dazu.

„Und Sie glauben", fragte mein Vater, „daß er auf sein Geld verzichten und es ihr lassen wird?"

„Und ob er es ihr lassen wird! Sie wird ihm nicht schlecht eingeheizt haben, mit Gefängnis und Staatsanwalt und Polizei . . . den kriegen wir nicht mehr zu Gesicht."

Hühnl sprach die Meinung der ganzen Stadt aus.

Und die Stadt sollte recht behalten: der alte Weiner blieb verschwunden.

Acht Tage später trat Tante Resa wieder eine Reise an. Sie ging während dieser acht Tage mit der Miene einer Märtyrerin herum, mit dem leidenden Ausdruck einer Frau, die eine große Enttäuschung erlebt hat. Es sei höchste Zeit, daß sie an ihre Erholung denke, sagte sie jedermann, und das Reisen sei das beste Mittel, um alles zu vergessen. Denn die Welt sei groß und schön und man könne fahren, so lange man wolle, und komme doch niemals ans Ende. Als sie ihre Reise antrat, fiel es der Stadt auf, daß sie einen ganz neuen Wagen hatte und an Stelle des kleinen, schwachen, alten Pferdchens ein ausdauerndes, tüchtiges junges Roß. Und jemand, der einen Blick in das Innere des Wagens geworfen hatte, sagte, daß die Flaschenbatterien im Hintergrund ordentlich geblitzt und gefunkelt hätten.

Onkel Hilarius fand sich zum Abschied nicht ein. Er lag krank zu Hause. Als man ihm berichtete, daß Tante Resa erstaunt gefragt habe, wo er denn bleibe, wandte er den Kopf auf die andere Seite und schwieg.

Er erwartete sie auch nicht bei ihrer Rückkehr, ob-

zwar sie ihm wie immer geschrieben hatte, wann sie komme. Sie schickte ihm eine Aschenschale aus Karlsbader Sprudelstein mit der Aufschrift: Gedenke mein.

Onkel Hilarius erhielt die Schale, als er eben bei uns war. Er packte sie aus ihrer Umhüllung aus und betrachtete sie eine Weile. Ich weiß mich noch zu erinnern, daß mir damals besonders auffiel, wie alt der Onkel geworden war. Die Schultern waren gekrümmt, der Kopf hing ihm nach vorne. Er hielt die Schale in einer zitternden Hand. Dann packte er sie wieder ein und schickte sie durch unsere Dienstmagd zurück — ohne ein Wort.

Aber von seinen anderen Aschenschalen, denen, die er schon hatte, vermochte er sich nicht zu trennen. Sie blieben in dem Kasten bis zu seinem Tod. Nachher waren sie verschwunden und ich weiß nicht, wohin sie gekommen sind. —

Den alten Weiner habe ich nach vielen Jahren wiedergesehen. Es war in Bozen, und ich hatte schon begonnen, in die Welt hinauszugehen, um ihre Schönheit und Größe zu erleben. Der alte Weiner mochte da schon an die Achtzig sein, und er hatte wieder einen Leierkasten an einem Lederriemen um die Schultern hängen.

Ich erkannte ihn sogleich. Er sah wieder aus wie der Barabas auf dem großen Altarbild unserer Pfarrkirche.

Die Raubvögel

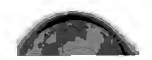
Ich sah den Mann zum erstenmal bei meinem Vogelhändler. Während ich mir Futter für Pips und Moritz zumessen ließ und einem lustigen Gewimmel von Wellensittichen zusah, stolperte ein altes Männchen die hölzernen Stufen des Eingangs herauf und tappte sich unsicher an den übereinander gestapelten Käfigen zum Ladentisch. Und eine dünne, zittrige Greisenstimme fragte, ob der Bussard schon angekommen sei.

Wir gehen im Laufe eines Tages an vielen Menschen achtlos vorüber, manchmal aber ist es, als sagte uns bei einer Begegnung etwas: Den sieh dir genauer an! Solch einen Wink erhielt ich in diesem Augenblick. Der erste Eindruck, den ich von dem alten Mann bekam, war in ein Wort zusammenzufassen: schäbig. Ein etwas zu weiter, grünlich schillernder, an der Brust und den Ärmeln fettiger Winterrock schlotterte um eine kümmerliche Gestalt. Das Gesicht war grau, faltig wie eine Mondlandschaft und in den Tiefen der Falten mit schwarzen Punkten besetzt, als sei schon lange keine gründliche Reinigung vorgenommen worden. Vor den Augen aber saß eine Brille mit fingerdicken, furchtbar scharf geschliffenen Gläsern, die ein solches wütendes Geflimmer spitzer Reflexe ausstreuten, daß der Blick des Mannes dahinter vollkommen verborgen blieb.

Der Bussard war noch nicht angekommen, und der Vogelhändler vertröstete den Mann auf einen der nächsten Tage, worauf der Alte unwillig brummend ebenso unsicher aus dem Laden torkelte, wie er hereingekommen war. Ich weiß nicht, woran es gelegen war, aber ich hatte in diesem Augenblick das seltsame Gefühl, als gehe da ein vom Schicksal Gezeichneter, einer der unglücklichen Menschen, die ihr Leben lang an einer Kette tragen.

„Haben Sie sich den Menschen angeschaut?" sagte der Vogelhändler, „das ist ein merkwürdiger Kerl. Eine sehr gute Kundschaft von mir. Aber er kauft nichts anderes als Raubvögel. Er muß schon eine ganze Menagerie zusammengebracht haben. Was er mit dem Viehzeug macht, weiß ich gar nicht, und ich glaube, er muß nicht ganz beisammen sein, denn welcher vernünftige Mensch kauft sich lauter Bussarde, Falken und Eulen." Und ich erfuhr, daß der Mann Matthias Weydner hieß, ein pensionierter Lehrer war und in einer noch halb bäuerlichen Vorstadt wohnte.

Es war wirklich etwas Seltsames in der gegensätzlichen Beziehung zwischen dem kümmerlichen Männchen und seiner Vorliebe für das Raubzeug, das mir die Erinnerung an diese Begegnung wichtig genug machte, um sie nach längerer Zeit wieder auftauchen zu lassen an einem Vorfrühlingstag, als mich ein Spaziergang in der Märzsonne in jene bäuerliche Vorstadt brachte. Ich kam über die Felder, auf durchweichten Wegen, die jedem meiner Schritte etwas mitgaben, hinten herum zwischen die niedrigen, zum Teil noch mit Stroh gedeckten Häuschen. Während ich eine kahle Hofmauer entlangging, von der der Bewurf an vielen Stellen losgeblättert war, so daß sie aussah wie



ein Gesicht nach einer Hautkrankheit, hörte ich ein mehrstimmiges, heiseres Krächzen und Schreien. Und sogleich war das Bild des dürftigen Männchens da, das graue Gesicht, die fingerdicken Augengläser. Ich zweifelte keinen Moment, daß er hier in der Nähe wohnen müsse. Ein Erdhügel gab mir die Möglichkeit, in den Hof jenseits der Mauer zu sehen. Ich hatte mich nicht geirrt: ich sah meinen Mann vor mir. Er stand inmitten eines verwahrlosten Hofes, in dessen Ecken allerlei Gerümpel in wilder Unordnung aufgehäuft war. Ein kleiner Stall und ein Holzverschlag an der einen Langseite des Hauses und die Fluglöcher auf dem Dach des Hauses schienen anzudeuten, daß früher hier allerlei Haustiere gehalten worden waren. Aber die Schindeldecke des Stalles war eingedrückt, der Holzverschlag niedergebrochen, die Fluglöcher waren leer und tot. Dieser Mann schien nach zahmem Getier gar nichts zu fragen, sein einziges Interesse war den Raubvögeln zugewendet. Eine ganze Menge von kleinen und größeren Käfigen stand und hing da in diesem traurigen, verwahrlosten Hof herum, und zwischen allen diesen Habichten, Bussarden, Falken und Eulen stand der alte Mann und sah mit grausam blitzenden Brillengläsern von einem zum andern.

Es war die Stunde des Abends, in der die Krähen in dichten, laut krächzenden Schwärmen über das vorstädtische Dorf hinflogen. Sie kamen von den Feldern und flogen nach dem Paradieswald hinüber, wo sie zu Tausenden ihre Schlafstätten hatten. Und wie sie so über die Dächer hinstrichen, war in ihrem Krächzen und Flügelschlagen ein kühner Ausdruck ungebundener Freiheit, eine wilde Lust am Leben. Und die gefangenen Raubvögel in ihren Käfigen hörten und

sahen das schwarze Volk da oben vor dem blaßgrünen Abendhimmel, und sie ruckten in jammervoller Unruhe auf ihren Sitzstangen, sie schlugen mit halb geöffneten Flügeln gegen die Drahtgitter, sie schauten mit schiefgehaltenen Köpfen hinauf und antworteten auf den Ruf der Krähen mit armseligen, gebrochenen, klagenden Lauten. Ich bin überzeugt, daß die Tiere eine Seele haben. Nun, die Seele dieser armen Gefangenen, über deren Köpfen die freien Krähenschwärme dahinzogen, war erfüllt von einer namenlosen Qual, von einer fressenden Sehnsucht, für die wir in unseren durch den Intellekt gebändigten Trieben vielleicht keinen Vergleich haben. Und der alte Lehrer, der diese Summe sehnsüchtiger Naturkraft gefesselt hielt, stand in seinem abgeschabten grünen Rock zwischen den Käfigen und schaute mit grausamem Brillengefunkel von einem zum andern.

Ich war empört und beeilte mich, von meinem Erdhaufen herunterzukommen, um dieses peinliche Schauspiel nicht länger sehen zu müssen. Aber noch lange verfolgte mich der Schrei der gemarterten Vögel. Es schien mir, als habe ich heute einen jener Fälle erlebt, in denen der Mensch seine Überlegenheit über die Tierwelt in schamlos unwürdiger Weise ausbeutet. Gewiß: es gibt eine ganze Menge von Tiergärten, von Menagerien, in denen wilde Tiere gefangengehalten werden. Aber hier gibt es Zwecke, die wir achten müssen: die Wissenschaft, die Belehrung. Es wäre nichts als Sentimentalität, darüber jammern zu wollen. Aber der Sinn, der in diesem Bild des verkümmerten Menschen zwischen den Käfigen der wilden, schönen Vögel lag, schien mir nichts als abgründige Bosheit. Aus allen diesen Eindrücken und

Gedanken kroch mir langsam ein starker Haß ins Herz. Und zugleich wurde mir der Mann, dem dieser Haß galt, zu einem Problem, dessen Lösung mir wichtiger war, als ich mir selbst gestehen wollte. Ich kehrte im Gemeindewirtshaus ein und versuchte, über sein Wesen und seine seltsame Liebhaberei Erkundigungen einzuziehen. Aber man wußte nicht viel mehr von ihm als ich selber. Er hatte sich vor einigen Jahren hier angesiedelt, verkehrte mit niemandem und galt für einen Narren. Das war alles.

Mein Wunsch, den Seltsamkeiten dieses Menschen auf den Grund zu kommen, wurde durch diese Schwierigkeiten nur noch dringender, und ich richtete es im Laufe des Frühjahrs so ein, daß mich meine Spaziergänge noch einige Male in die Vorstadt führten. Aber ich traf ihn nirgends, und wenn ich auf den Erdhügel stieg, um über die Mauer zu schauen, sah ich immer nur einen verwahrlosten, leeren Hof. Ich machte mich schon mit dem Gedanken vertraut, den Mann nicht mehr wiederzusehen, weil er an einer langwierigen, vielleicht tödlichen Krankheit daniederliegen mochte. Eines Abends im Mai aber führte uns der Zufall doch zusammen.

Ich stand auf der Straße und sah einer Balgerei zwischen mehreren halbwüchsigen Jungen zu. Sie rauften, daß die Haare flogen, und ich freute mich darüber. Ich freue mich immer über eine gute, ehrliche, kräftige Rauferei. Plötzlich, während die Jungen im besten Balgen waren, humpelte eine abenteuerlich vermummte Gestalt auf den Knäuel zu und hob einen Stock. Und eine wütende, dünne Stimme keifte: „Werdet ihr auseinandergehen, ihr niederträchtige Bande . . . aufhören, sag ich, aufhören . . . sonst laß

ich euch einsperren." Die Jungen fuhren auseinander, brummten etwas, schienen zumeist nicht übel Lust zu haben, wieder aufeinander loszufahren, verzogen sich aber endlich doch; vielleicht weniger aus Scheu vor dem Stock als vor dem vermummten Menschen.

Ich besah mir ihn genauer. Es war der Lehrer Weydner, in einem alten, trotz der Frühlingswärme sorgsam geschlossenen Pelz und mit dicken Filzschuhen an den Füßen. Die rechte Hand stützte sich jetzt wieder zitternd auf den Stock.

„Herr", sagte ich empört, „warum mischen Sie sich ein? Warum lassen Sie die Jungen nicht raufen? Was geht es Sie an?"

Der Alte schien mich zuerst nicht zu verstehen. Er starrte mich mit seinem leeren Brillengefunkel an. Dann belebte sich sein Gesicht, indem die grauen Falten wie bösartiges Gewürm durcheinanderkrochen. Sein zahnloser Mund kiefelte eine Weile wortlos herum. Dann murmelte er: „Was wollen Sie von mir?"

„Ich kann solche Einmischungen nicht vertragen. Lassen Sie die Jungen doch raufen! Das ist Kraft, das ist Leben, das ist der Drang nach Taten. Aber da kommen diese alten Herren und wollen immer Ordnung machen. Das wäre ein schöner Jammer auf der Welt, wenn immer alles in Ordnung wäre. Aber zum Glück kümmert sich niemand um Euch. Und ich hoffe, daß die Jungen jetzt in einer anderen Straße weiterraufen."

Die Mundwinkel des Greises zogen sich herab und verschwanden in einem Gewirr von Falten. Es war wie eine Grimasse der Bitterkeit und des Hasses zugleich. „Ach, Sie sind auch so ein Übermensch!" sagte er. Und dann war es mir, als richteten sich aus dem

Gefunkel der Brille zwei scharfe, sengende Strahlen auf mich, ein Brennglasblick, der stark genug schien, Löcher in die Kleider und die Haut zu fressen: „Ich erinnere mich jetzt", setzte er hinzu, „Sie sind der Mensch, der vor einigen Wochen, bevor ich wieder krank geworden bin, über meine Hofmauer geschaut hat."

Er hatte mich also bemerkt: gut! „Ja!" sagte ich hastig, „und ich finde, es ist eine Tierquälerei, Raubvögel in so engen Käfigen zu halten und sich über alle Sehnsucht und Not ihrer Gefangenschaft zu freuen."

Bei diesen Worten war es, als ziehe sich das Männchen, wie von einem Krampf geschüttelt, in sich selbst zusammen. Es verschwand fast ganz in seinem ungeheuren Winterpelz, und die Hand mit dem Stock zitterte heftiger als vorher. Als aber das geduckte Köpflein wieder zum Vorschein kam, schien eine seltsame Wandlung mit dem Ausdruck seines Faltengesichtes vorgegangen. Das war nicht mehr der boshafte Greis von vorhin, das war ein armes, hilfloses Männchen, des Mitleides würdig, das wie aus tiefer Seelennot nach einem armseligen bißchen Verstehen strebte. Und in einer plötzlichen Erkenntnis war mir klar, daß dieser Mensch von seiner Einsamkeit erdrückt war, daß er seit Jahren vielleicht die Last unausgesprochener Worte trug, und daß er so weit war, sich dem ersten besten, den er traf, anzuvertrauen.

„Ich weiß nicht", sagte er unsicher, „ob Sie mit mir gehen wollen. Wenn Sie mit mir gehen wollen . . . ich möchte Ihnen etwas sagen. Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich Sie, da Sie mir doch ganz fremd sind . . ."

„Nein, bitte", fiel ich ein, „ich glaube, Sie zu ver-

stehen. Ich gehe mit Ihnen." Dabei bildete ich mir gar nicht ein, daß ich etwa ein ganz besonders vertrauenerweckendes Wesen hätte. Ich war gewiß, nur jener erste beste zu sein, der im richtigen Moment da war.

Der Alte humpelte mit seinen unförmigen, geschwollenen Füßen neben mir her. „Ich bin krank gewesen", keuchte er, „die Gicht war wieder da. An dem Abend damals, Sie wissen ja . . . ich bin in leichtem Rock draußen gewesen, da habe ich mich verkühlt. Dieses verdammte Frühjahr, immer wieder . . . wenn es nur keinen Frühling gäb'."

Wir waren vor seinem Häuschen angelangt. Der Alte führte mich durch den ungepflegten Vorgarten über einen halbdunklen Flur und stieß die Türe eines Zimmers auf. Es war ein ziemlich großer Raum, in dem sich nichts anderes befand als Vogelkäfige. Eine Menge von Vogelkäfigen, vom Fußboden fast bis zur Decke übereinandergestapelt. Und in jedem Käfig ein gefangener Raubvogel, Eulen, Falken, Habichte, zwei Geier mit nackten Hälsen und im größten der grüngestrichenen Drahtgefängnisse, in der Nähe eines Fensters, sogar ein mächtiger Steinadler. Es war schon dämmerig in diesem Raume, und die Vögel hatten sich offenbar schon zur Nachtruhe zurechtgesetzt. Aber im Augenblick, in dem wir ins Zimmer traten, kam alles wieder in Bewegung. Die Vögel begannen auf ihren Stangen zu rücken, flatterten wild und unruhig auf und schrien ängstlich und zornig durcheinander. Der Anblick des Alten schien einen gemeinsamen Instinkt verzweifelter Abwehr und rasender Feindseligkeit in allen zugleich zu wecken. Es war ein Aufkreischen der gequälten Kreatur gegen ihren Peiniger. Nur der Adler blieb unbeweglich sitzen, sein Käfig war im Ver-

hältnis zur Größe des Tieres der kleinste von allen und umschloß ihn eng auf allen Seiten. Aber ich vergesse niemals den Ausdruck in den Augen des Vogels, als sich ihm der alte Mann nun näherte. Es waren große, gelbe Augen mit tiefschwarzen Pupillen, und kein Menschenauge konnte deutlicher einen so abgrundtiefen, unbändigen Haß aussprechen wie der Blick dieses gefangenen Raubvogels. Die ganze Intelligenz, die wilde, kühne Stoßkraft der Natur, die uns das Tier zum Sinnbild königlicher Freiheit macht, war in Haß gewandelt.

Der alte Mann hob seinen Stock und fuhr, ehe ich verstand, was er beabsichtigte, über die Gitterstäbe aller der Käfige, die im Bereich seines Armes waren, daß der Stock rasselnd über die Drähte sprang. Ein Flattern, ein Kreischen und Schreien erhob sich ringsum, ein höllischer Lärm, den der Alte mit einem Grinsen beantwortete. Dann stieß er seinen Stock plötzlich zwischen die fingerstarken Stäbe des Adlerkäfigs und traf das Tier am rechten Flügel. Der Adler schwankte ein wenig, saß aber sogleich wieder ruhig auf seiner Stange, und nur der Haß brannte in seinen gelben, runden Augen.

„Herr!" schrie ich entrüstet, „hören Sie auf. Warum quälen Sie die Tiere so!"

Aber da warf er den Stock zu Boden und kreischte mit seiner abscheulichen Greisenstimme, die in diesem Augenblick selbst etwas Vogelartiges hatte: „Und das Leben? Herr! das Leben? Was macht das Leben mit uns? Ist das Leben anders?"

Es trat ein Schweigen ein. Ich wußte im Augenblick nichts zu entgegnen, denn die Antwort, daß wir eben barmherziger sein müßten als das Leben, schien mir

in diesem Moment etwas dumm. Der Alte aber hatte sich wieder in seinen Pelz verkrochen, und nur in den Käfigen ringsum war ein leises Schnalzen und Murren der Vögel, die nun allmählich zur Ruhe kamen.

Langsam hob der Alte den Kopf aus seiner Pelzhülle und begann zu sprechen. Er bot mir keinen Sitz an, er führte mich in keinen anderen Raum des Hauses, als könnte das, was zu sagen war, nur hier gesagt werden, inmitten der Käfige mit den gefangenen Raubvögeln. Und er stand vor mir und sprach, auch als es schon so dunkel geworden war, daß er nur als schwere, ungegliederte Masse in der Finsternis stand, mit einem letzten seltsamen Leuchten auf seinem kahlen Schädel, das an das Phosphoreszieren von Knochen erinnerte. Und so war er mir nichts als Stimme geworden, eine Stimme aus der Dunkelheit.

„Ja, es ist das Leben, Herr, sehen Sie! Sie sagen, ich quäle diese Vögel. Ich will Ihnen etwas sagen . . . und ich? Wie ist das Leben mit mir verfahren? Glauben Sie, daß ich nicht auch einmal jung gewesen bin? Ich habe mich auch auf der Straße herumgeprügelt. Sehen Sie mich an: was bin ich? Ein armseliger, kranker, windschiefer Mensch, dessen Glieder von der Gicht verkrüppelt sind, dessen Augen Brenngläser brauchen, um überhaupt einen Schimmer von den Dingen zu bekommen. Ich bin aber auch einmal gerad und gesund gewesen wie Sie und habe alle Triebe dieser wilden Vögel in mir gehabt. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen eine lange Lebensgeschichte erzählen werde. Alle Lebensgeschichten sind nach zwei Mustern aufgebaut. Entweder nach dem Muster des Triumphs oder nach dem Muster der Niederlagen. Die Summe der Energien des Lebens ist immer gleich. Wenn es

irgendwo einen großen Mann voll gewaltiger Kräfte baut, so zieht es diese Kräfte aus hunderttausend anderen Leben und zeichnet für sie die sinkenden Kurven."

Er schwieg ein wenig, und die Stille klopfte dröhnend an mein Herz. Dann fuhr der Alte im Dunkeln fort, so priesterlich geheimnisvoll, als enthülle er einem Adepten die letzte Weisheit: „Sehen Sie, Herr, ich bin jung gewesen, als Bismarck heraufkam. Nun — ich weiß es: ich bin einer von den Hunderttausenden, denen das Leben genommen hat, um ihm zu geben. Unsere Kraft ist in ihn geströmt. Und ich war so wild und voll Durst nach Freiheit wie diese Vögel. Man hat mich in den Käfig gesetzt. Glauben Sie, daß ich nach der Märtyrerkrone des Lehrertums gestrebt habe? Ich wollte etwas ganz anderes werden: Offizier! Man sieht es mir heute nicht mehr an, daß ich es wagen durfte, daran zu denken. Die Freizügigkeit des Lebens, der Wechsel der Garnisonen mit immer neuen Verhältnissen, der mittelalterliche Geist der Kameradschaftlichkeit, die Nachtübungen und Manöver, das, was in allen anderen Berufen nur ein Hindernis im Fortkommen ist, die ausgeprägte Männlichkeit, als Ideal hingestellt, dem alles Streben gilt. Aber mein Vater war ein Demokrat und Soldatenhasser, und selbst wenn seine Abneigung nicht so groß gewesen wäre, seine Mittel hätten es nicht zugelassen, mir diese Laufbahn zu gewähren. Er hat mir stundenlang von dem edlen Beruf des Volksbildners gepredigt, von dem Licht in der Zukunft, vom Geist der Freiheit, der durch den Lehrer verbreitet wird. Ich war damals schon scharfsichtig genug, um hinter diesen tönenden Phrasen den eigentlichen Sinn wahrzu-

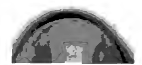
nehmen, den Wunsch, mich möglichst bald versorgt zu wissen, damit ich ihm nicht lange auf der Tasche läge und ihn womöglich unterstützen könnte. Ich bin dreimal davongelaufen, Herr, um mich zu retten, bei Nacht in den Wald hinaus, mit einer alten Reiterpistole und einem Stück Brot. Ich bin entschlossen gewesen, Räuber zu werden und mich nach Rußland durchzuschlagen. Sie haben mich immer wieder eingefangen und zurückgebracht. Ich bin meiner Bestimmung nicht entgangen, Lehrer zu werden. Mein Vater starb, als ich bereits vor meinen Abc-Schützen stand. Meine Mutter, die eine schöne Frau war, hat ein Jahr nach seinem Tode wieder geheiratet, diesmal einen Mann mit einem kleinen Vermögen, der nicht auf meine Unterstützung zu rechnen brauchte. Nun spürte ich wieder meine Flügel wachsen, meine Augen verloren ihre Hornhaut und begannen wieder um sich zu sehen. Und da ging mir ein unerhörtes Glück auf. Ich war früher durch Zufall mit einem Gelehrten bekannt geworden, der jetzt den ehrenvollen Auftrag erhielt, eine Expedition auf Staatskosten nach Brasilien zu führen. Er kannte meinen unbändigen Drang ins Weite, und er machte mir den Vorschlag, mitzugehen, als wissenschaftlicher Gehilfe, als Präparator und Ausstopfer, denn ich habe mich in meiner freien Zeit in diesen Künsten nicht ohne Geschick betätigt. Meine Seligkeit war unbeschreiblich. Wir sollten uns in Triest einschiffen. Am Morgen des Tages der Abreise wurde ich durch ein Telegramm zurückberufen. Mein Stiefvater war plötzlich gestorben, meine Mutter stand verlassen da, denn es zeigte sich, daß das kleine Vermögen ihres zweiten Gatten durch verunglückte Börsengeschäfte verlorengegangen war. Die Expe-

dition ging ohne mich ab, und ich mußte mich wieder vor die Schulbänke stellen und den Lehrer spielen, um mich und meine Mutter durchzubringen. Aber ich kann Ihnen sagen, ich fühlte dieses fremde Leben, das sich da an das meine klammerte, wie eine Last, die mich wieder zu Boden drückte. Es war das Leben meiner Mutter, aber ich habe gewünscht, Herr, es möchte nicht so lange dauern. In dieser Zeit schwerster Qual gesellte sich eine Seele zu mir, bei der ich Trost fand. Ein armes Mädel, das voll Hingebung war, das meine mürrischen Launen ertrug, das mich trotz meiner Wildheit liebte. Sie verlangte nichts, sie gab immer nur, und ich gewöhnte mich daran, zu nehmen. Nach ein paar Jahren starb meine Mutter und — Sie werden es abscheulich finden, aber es ist die Wahrheit: ich jauchzte meiner Freiheit zu. Wie damals, als ich nach Brasilien sollte, war mir die Welt voll neuer Wege. Ich wollte meine Geliebte ohne Abschied verlassen. Aber als ob sie es gewußt hätte, begann sie, die bis jetzt geschwiegen und nie Ansprüche erhoben hatte, zu sprechen. Sie habe mich bisher nicht gedrängt, weil es selbstverständlich gewesen sei, daß ich meine alte Mutter unterstützte, aber nun sei es doch wohl ebenso selbstverständlich, daß ich sie zu meiner Frau mache. Ihre langjährige Anhänglichkeit verdiene wohl diesen Dank — und außerdem fühle sie sich Mutter. Ich habe die Zähne zusammengebissen, als ich die Tür ins Freie mit so hartem Schlag ins Schloß fallen hörte. Aber ich wollte ein ehrlicher Kerl bleiben und habe sie geheiratet. Nun lag wieder ein fremdes Leben auf dem meinen, und alle die Liebe vermochte mir nicht die Gewißheit auszulöschen, daß irgendwo eine lichte Ferne war, die mich mein ganzes Leben

lang gerufen hat, um mir die Freiheit zu geben. Ich gewöhnte mich an alle die Äußerlichkeiten der Ehe, aber im Innern schrie die Sehnsucht. Wir haben drei Kinder gehabt, und manchmal versuchte ich mich zu überreden, hier sei die Pflicht und der Zweck und die Erfüllung meines Lebens. Vor ein paar Jahren starb meine Frau. Und bald darauf, im Verlaufe einer Woche, meine drei Kinder, alle drei an derselben ansteckenden Krankheit. Das war also der Zweck meines Lebens gewesen: meine Freiheit aufzugeben, um die sterben zu sehen, für die ich sie aufgegeben hatte. Und jetzt, da alle Fesseln gelöst waren, jetzt war es zu spät, so stark und unbändig meine Seele noch war, mein Körper hatte in den Jahrzehnten des Kampfes seine Spannkraft eingebüßt. Ich hielt Musterung über mich und stellte mit Schrecken fest, daß ich der geworden war, als welchen Sie mich kennen. Ein gichtbrüchiger Greis, dessen Augen nur mit den schärfsten Gläsern noch sehen ..."

Diese unaufhaltsame Anklage des Lebens, die da aus der Dunkelheit strömte, war so schaurig wie ein Fluß der Unterwelt, erfüllt von zerbrochenen Hoffnungen, von gemordeten Wünschen, von den Leichen kühner Gedanken. Und in diesem eisigen Anhauch der Sinnlosigkeit wollte ich mich zur Wehr setzen, ich wollte etwas entgegnen, um auch wieder meine eigene Stimme zu hören und mich zu überzeugen, daß auch noch etwas anderes auf der Welt war als trübsinniger Verzicht. Ich sagte: „Ich verstehe nun, warum Sie die Jugend hassen, warum Sie den Frühling gelästert haben."

Wie ein schneidend scharfer Wind wehte es mir entgegen: „Verstehen Sie es jetzt ... verstehen Sie jetzt



auch, warum ich die gefangenen Raubvögel um mich habe? Es ist meine Rache. Der Wille zum Leben, dieser dumpfe Urgrund des Seins, ist immer in allen Dingen, er ist immer derselbe in mir, in Ihnen, in allen den Millionen Menschen und allen Tieren, und je stärker und stolzer ein Mensch oder Tier ist, desto heftiger ist der Wille zum Leben in ihm. Ich halte mir diese starken und stolzen Vögel, ich beraube sie ihrer Freiheit, wie mich das Schicksal der meinen beraubt hat. Ich entziehe dem Willen zum Leben etwas von seiner Kraft, und so wird sie ihm an einer anderen Stelle fehlen, wo er sie braucht, weil er nur einer ist in allen Dingen. Vielleicht spürt ein großer Mann eines Tages eine seltsame Schwäche in sich und vermag eine wichtige Sache nicht zu vollenden, vielleicht befällt Sie morgen eine Krankheit und dies kommt daher, weil diese Vögel in Käfigen sitzen und ihre Kraft dem Willen entzogen ist. Wenn ich ein römischer Kaiser wäre, so würde ich Hunderttausende Menschen einkerkern oder wäre ich ein Millionär, so ließe ich alle wilden Tiere einfangen. Ich bin ein armer Lehrer und meine Rache reicht nicht weiter als zu einer Anzahl wilder Vögel. Gehen Sie jetzt, Herr, und denken Sie an mich, wenn Ihnen ein Plan mißlingt oder wenn Ihnen ein Wunsch nicht in Erfüllung geht."

Die Stimme des Alten war gellend und schrill geworden; es war mir, als glühten seine Augen tierhaft durch die Dunkelheit. Die Vögel begannen wieder unruhig zu werden und krächzten halblaut und ängstlich wie aus bösen Träumen.

Ich tappte mich zur Türe und durch den Flur aus dem Haus hinaus. Über mir war ein hoher, sternfunkelnder Nachthimmel, wie eine Domkuppel auf Säulen von

schwarzem Marmor gestützt. Über der Stadt lag ein Lichtschimmer, eine rötliche Wolke, gewoben aus dem Widerschein unzähliger Quellen von Heiterkeit und Freude. Als ich aus dem Vorgarten trat, löste sich die innige Umschlingung zweier dunkler Gestalten, eines Liebespaares, das nun Hand in Hand von mir fort in tiefere Finsternis schritt. In diesem Augenblick erst brachen wieder die Schauer des Mitleids die Starrheit meines Grauens. Ich sah dem Liebespaare nach: „Es ist umsonst", sprach ich leise vor mich hin, „auch dieser letzte Versuch, stärker sein zu wollen, als das Leben — er ist umsonst."

Das Grammophon

Wir hatten den Abend in einem arabischen Kaffeehaus zugebracht, mein Freund Andreas und ich, hatten aus den winzigen Schalen den heißen Kaffee getrunken, hatten die Nargileh geraucht und uns von den Sängern, die da vorne auf dem Podium saßen, mit Getöse umhüllen lassen. Wir hatten von der Heimat gesprochen und von der Seltsamkeit unseres Zusammentreffens hier in Beirut. Wir hatten einander Geschichten erzählt, immer krampfhafter, je mehr wir fühlten, daß wir zuletzt doch würden schweigen müssen. Denn für Menschen, die einander so lange nicht gesehen haben, kommt zuletzt der Augenblick, wo sie in sich die Frage entstehen fühlen: ‚Und du? Was ist inzwischen aus dir geworden? Kenne ich dich noch?' Und da öffnet sich dann dieses peinvolle Schweigen. Es blieb auch uns nicht erspart, es klaffte vor uns wie ein Abgrund, und wir trieben geradeswegs hinein.

Da waren wir aufgebrochen und fortgegangen. Nun hing ein gelber Mond über uns und drang mit steilen Strahlen in die engen Schluchten der Basarstraßen. Ich überließ mich ganz der Führung meines Freundes. Es ging kreuz und quer und scheinbar ohne Richtung durch ein unendliches Gewirr. Und immer stand dieser steile Mond über uns, daß ich ihn zuletzt lastend und

beängstigend nahe fühlte. Es gab seltsame Schatten um uns auf dem Grund der Straßenschluchten. Manchmal kamen wir an einer kleinen Moschee vorüber, die mit weiß und rot gestreiften Mauern wartend dazustehen schien. Die Leute plauderten noch vor den Türen, verstummten, wenn wir näher kamen, und sahen uns nach. Hie und da fiel auch ein Lichtschimmer aus einem der vorspringenden Fenster über uns, gebrochen und wie zerstückelt durch das kunstreich geschnitzte hölzerne Gitter, hinter dem sich die Frauen verbergen.

Ich war aufgelöst, dem Zauber des Orients hingegeben, dem keiner entrinnen kann, der ihn einmal wirksam gefühlt hat.

Wir gingen eben durch eine Straße, die noch schmaler war als die anderen, so schmal, daß selbst der Mond nicht in ihre Tiefe einzudringen vermochte. Nur ein Streifen der einen Häuserreihe war beleuchtet, ein silberner Rand an einem schwarzen Tuch. Plötzlich kam aus einem der vergitterten Fenster ein seltsamer, abscheulicher Ton, ein Fauchen, dann ein Kratzen und ein Schnarren. Dann brach eine Stimme los, auf einem Untergrund von dünnem Klaviergeklimper:

„Jetzt geh' ich zu Maxim,
Dort bin ich sehr intim ..."

Es war eine bröcklige Komikerstimme, die durch das Schnarren des Metalls noch unangenehmer wurde.

„Himmeldonnerwetter", sagte ich, „ein Grammophon."

„Ja", bestätigte Andreas, „ein Grammophon. Da sitzen oben ein paar Haremsdamen beisammen und ergötzen sich an europäischen Operettenmelodien.

Und die glückliche Besitzerin wird beneidet. Übrigens ist das Grammophon bei uns gar nicht so selten. Man findet es auch schon in kleinen Kaffeehäusern und manchmal sogar in den türkischen Büros."

Ich hatte einen Riesenzorn in mir. Da war der ganze Zauber der Wundernacht gebrochen, und das Grammophon erhob in dem Schweigen der kleinen Straße sein näselndes Schnarren, sein triumphierendes Schnarchen und Blasen.

„Da soll doch der Teufel die europäische Kultur dreimal hintereinander und kreuzweis holen", sagte ich.

Klapp machte das Grammophon und lief leer. Ich nahm Andreas am Arm und zog ihn rascher weiter, aber ehe wir ein paar Schritte getan hatten, fing es schon wieder zu fauchen an. Und dann sang dieselbe bröcklige Komikerstimme mit dem Beiklang des schnarrenden Metalls:

„Sei gepriesen, du lauschige Nacht,
Hast zwei Menschen so glücklich gemacht."

Ein Straßenköter kam um die Ecke, stutzte, sah sich unruhig nach allen Seiten um, steckte die Nase in die Luft, setzte sich endlich nieder und fing mit erhobener Schnauze an zu heulen. „Recht hast du", rief ich ihm zu, als wir vorbeikamen, „recht hast du! Ach, wie drückst du meine Gefühle aus. Möchte man nicht heulen, wenn man so was hört?"

Wir kamen ins Hafenviertel und befanden uns in Sicherheit.

„Es scheint, daß du das Grammophon nicht liebst", sagte Andreas.

„Nein . . . ich liebe es nicht. Das könnte ich beim besten Willen nicht behaupten. Zwei dieser sogenann-

ten Errungenschaften sind mir in tiefster Seele verhaßt: das Automobil und das Grammophon. Erst eine spätere Zeit wird vielleicht feststellen können, was sie uns an inneren Werten vernichtet haben. Das Automobil, das uns die Landschaft zerschneidet, das unsere Beziehungen zu ihr löst, das die Straßen beherrscht und den Fußgängern Wolken von Staub und Stinkbomben von Benzin an den Kopf wirft. Und das Grammophon: weißt du, wie mir so ein Stück im Grammophon vorkommt? Wie eine galvanisierte Mumie, die plötzlich anfängt zu zucken, die sich aufrichtet und mit einem gräßlichen Anschein von Leben einen Tanz beginnt. Das Grammophon schmeichelt allen Pöbelinstinkten, es gibt dem Gemeinen rasende Verbreitung und es zieht alles Große und Tüchtige herab. Das Grammophon ist das Hauptinstrument der allgemeinen Nivellierung. Mit unserer Kultur wird es bald aussehen wie mit dem Mars. Keine Höhen und keine Tiefen mehr, alles flach und ausgeglichen. Wenn der Schustermeister Pifke eine Grammophonplatte mit einem Lied irgendeiner berühmten Sängerin kauft, dann muß die berühmte Sängerin beim Schustermeister Pifke singen. Und kein Mensch empört sich gegen diese Stillosigkeit, gegen diese Vergewaltigung. Die Kunst will ihren Rahmen. Die göttlichste antike Statue mitten auf der Lüneburger Heide würde wie ein Unfug wirken. Warum? Weil der Rahmen fehlt. Das Grammophon aber gibt entweder von vornherein die abscheulichsten Barbareien, oder es will Kunst vermitteln — ohne Rahmen. Welch haarsträubender Unfug. Das Grammophon ist der ärgste Feind der Kultur."

Ich war wütend und wäre bereit gewesen, noch

weiter gegen das Instrument loszuziehen, das mich vorhin aus der seligen Traumstimmung gebracht hatte, aber Andreas legte mir jetzt die Hand auf den Arm und sagte: „Beruhige dich ... es nützt nichts, du wirst den Gang der Ereignisse nicht aufhalten. Und übrigens tust du dem Grammophon auch noch unrecht ... ich kann dir nicht ganz zustimmen. Das Grammophon hat wie jedes Ding seine zwei Seiten."

„Das ist allerdings eine tiefe und ganz neuartige Philosophie. Ganz erstaunlich tief. Aber dafür sitzest du auch hier im Orient ... an den uralten Quellen aller Weisheit."

„Ich meine, daß auch dieses seelenlose Instrument für uns bedeutend werden kann ... durch seine Erinnerungswerte. Und wenn ich wirklich ein wenig Philosophie betreiben wollte, so würde ich sagen, das Grammophon ist die Projektion unseres Gedächtnisvermögens in die Außenwelt, seine Mechanisierung."

„Sapperment ...!"

„Ja — auch das Grammophon kann von uns eine Seele empfangen, ein Stück unseres Lebens, das es uns aufbewahrt ... Ich will dir eine Geschichte erzählen. Sie enthält zugleich die Erklärung dafür, warum ich vor fünf Jahren so plötzlich aus eurem Gesichtskreis verschwunden bin. Wir wollen uns hier draußen ein bißchen niedersetzen."

Wir standen auf dem Molo, der vom Ufer wie ein steinerner Arm in den Hafen hinausreichte und sich wie schützend vor den Schiffen auszurecken schien. Die Stadt lag ganz still, nur die Hunde kläfften und heulten in den Straßen. Das Meer war silbern und glatt wie die Teiche aus Stanniolpapier auf den Weihnachtskrippen meiner Vaterstadt. Schwarz und schwer

staken die Schiffe in der Flut, und gerade vor uns befand sich ein altes Wrack, das so dunkel war wie ein Loch in der glänzenden Fläche. Drüben aber schimmerte der Libanon mit seinem schneeigen Rücken wie ein Palast der uralten phönikischen Mondgöttin. Andreas setzte sich auf einen Holzblock. „Du wirst erraten haben, daß in meiner Geschichte eine Frau mitspielt", begann er.

„Ich kenne keine Geschichten, wo keine Frauen mitspielen."

„Gut. Aber du wirst mir erlassen, ihren Namen zu nennen. Vielleicht errätst du ihn selbst . . . nennen wir sie Christa!"

„Einverstanden."

„Meine Geschichte beginnt damit, daß wir als Kinder miteinander spielten . . ."

„Das sind immer die rührendsten Geschichten, die so beginnen", sagte ich.

Andreas aber fuhr ruhig fort: „Es ist auch nicht unmöglich, daß die Geschichte eine ähnliche Fortsetzung hatte wie sonst in solchen Fällen. Daß wir vielleicht von den Eltern frühzeitig füreinander bestimmt wurden. Man hat uns jedenfalls nichts davon gesagt, weil man wünschte, wir sollten selbst dahinterkommen. Mein Vater wollte uns vielleicht den Schimmer der Poesie nicht rauben. Kurz, wir betrachteten uns lange Zeit als Bruder und Schwester. Dann kam die erste Trennung. Ich ging nach Prag auf die Universität. Die jungen Leute, die daheim in allzu sorgsamer Obhut gehalten wurden, sind in großer Gefahr, wenn sie endlich auf eigenen Füßen stehen sollen. Ich bin kopfüber in den Wirbel hineingefahren. Du weißt es ja selbst, wie toll ich es getrieben habe.

Ich wußte vor Übermut nicht, was ich anfangen sollte. Das ging eine Zeitlang so immer in dulci jubilo. Bis der Rückschlag kam und ich fühlte, nun nahe sich für mich der Augenblick der Entscheidung. Nun mußte sich mein Leben entweder den Abgründen oder dem festen, sicheren Land zuwenden.

Ich gab mir einen Ruck und fuhr nach Haus. Ich kam fast krank an, meine Seele war bis zum Rand voll von Ekel; ich glaube, es gab auf der Welt niemanden, den ich so verachtet hätte wie mich.

Du wirst dich auch noch zu erinnern wissen, daß sich mein Leben von einem gewissen Zeitpunkt an änderte. Das war nach meiner Rückkehr von daheim. Christa war mir — wie sagt man doch — zum rettenden Engel geworden. Das ist eine Phrase, aber was sie bedeutet, kann niemand ermessen, als einer, dem sie zur leuchtenden Wahrheit geworden ist. Christa hat mich gereinigt. Ich schauderte vor der Vergeudung meiner Zeit und dem Treiben, das hinter mir lag. Christa entschuldigte es mit dem Übermaß jugendlicher Kraft in mir.

Am ersten Abend nach meiner Heimkehr saßen wir alle in unserem Musikzimmer beisammen. Christa sang. Ein Lied von Schubert, zwei von Brahms, eines von Hugo Wolf. Nie hatte ich gewußt, daß reiner Klang so glücklich machen kann. Ich saß wie verzaubert. Und da habe ich auch gelernt, daß das Glück gut und gesund macht. Von diesem Abend an schreibt sich meine Genesung.

‚Wo hast du so singen gelernt?' fragte ich Christa bebend, als wir nachher miteinander in einer Fensternische standen.

‚Ach, das ist ja nichts', sagte sie, ‚ich fühle, es ist

noch viel mehr in mir. Wenn ich den rechten Lehrer hätte, der könnte es wohl aus mir herausholen. Aber der alte Fischer! Mein Gott, ein braver, alter Herr, aber nicht der rechte Lehrer.'

Christa nahm ihren Gesangsunterricht sehr ernst, und keine Verlockung konnte sie ihren täglichen Übungen entziehen. ‚Ich möchte eine ganz große Sängerin werden', sagte sie einmal. Ich hielt das für einen Mädchenwunsch. Alle Mädchen haben zu einer gewissen Zeit seltsame Wünsche. Immerhin lernte ich an ihrem Beispiel, wie man sein Leben nach einem Ziel einrichten muß. Als ich wieder nach Prag kam, stand mein Ziel vor mir. Christa war dieses Ziel.

Nach einem halben Jahr eifriger Arbeit sah ich die Heimat wieder. Christa war noch schöner und blühender geworden. ‚Weißt du schon', sagte ihr Vater, den ich Onkel nannte, nach der Begrüßung, ‚unsere Christa soll zur Bühne gehen.'

Ich sah Christa an. In ihren Augen lag ein Glanz, eine kaum gebändigte Freude, ein schimmerndes Glück. ‚Ist es wahr?' fragte mein Blick. Sie nickte.

Man hatte sie ‚entdeckt'. Bei einer Aufführung der ‚Schöpfung' hatte sie der einflußreiche Musikkritiker eines großen Wiener Blattes gehört. Ganz aufgeregt hatte er ihre Eltern bestürmt: es sei ein Verbrechen, diese Stimme der Kunst zu entziehen. Er wollte alles aufbieten, um ihr den Weg zu ebnen.

Und schon in vierzehn Tagen sollte Christa nach Wien gehen.

Ich war mit dieser Wendung nicht sehr einverstanden. Es war mir, als sei Christa im Begriff, mir zu entgleiten. Ich wußte genug von diesen Dingen, um mir zu sagen, daß die Bühne ein Moloch ist, der seine

Opfer mit Haut und Haaren verschlingt. Nun galt es für mich ein Wettrennen um mein Glück. Ich mußte an meinem Ziel sein, ehe Christa noch dem Moloch ganz verfallen war. Früher, als ich beabsichtigte, und noch ehe Christa nach Wien abgereist war, kehrte ich nach Prag zurück.

Das war damals, als ich meinen Beruf änderte. Mit der Juristerei ging es zu langsam vorwärts. Ich wandte mich der Handelswissenschaft zu. Da war eher eine gute Stellung zu erreichen, in der ich Christa alles bieten konnte, was sie wollte. Mit unverdrossenem Fleiß strebte ich voran. Ich wußte, daß Christa nach Beendigung ihrer Studien in Wien nach Paris gegangen war. Es hat mehr als eine schlimme Nacht gegeben, in der ich sie mir immer wieder vorstellen mußte, inmitten der ungeheuren Stadt — jung, schön, heiß, bezaubernd durch ihre Kunst, so begehrenswert, wie ein Weib nur sein kann. Wir schrieben uns. Sie erzählte von ihren Studien, von ihrem Lehrer, von der Oper, von Konzerten. Was sollte ich ihr darauf antworten? Sollte ich meine Sphäre von Arbeit und Schweiß vor ihre Augen rücken? Sollte ich ihr sagen, daß ich, knirschend, wütend, mit zusammengebissenen Zähnen darauf aus war, sie der glänzenden Welt ihrer Kunst zu entreißen?

Nach zwei Jahren war ich so weit. Es war mir gelungen, mir eine Stellung in einem großen Bankhaus zu erobern.

Ich fuhr mit meinem Anstellungsdekret nach Haus.

Aus Christas letztem Brief wußte ich, daß ihre Studien in Paris beendet waren und daß sie in den nächsten Tagen zu ihren Eltern zurückkehren wolle. Dann hatte ich nichts weiter mehr erfahren, denn

mein Ringen um die Stellung bei der Bank hatte alle meine Kräfte in Anspruch genommen.

Aber ich fuhr mit dem untrüglichen Gefühl nach Haus, daß ich Christa antreffen würde. Wenn das Leben einen Sinn hatte, wenn es auch nur entfernt einem Kunstwerk zu vergleichen war, so mußte nun die Entscheidung fallen.

Die Entscheidung fiel allerdings. Aber nicht so, wie ich sie erhofft hatte. Ich traf Christa nicht daheim. Auch ihre Eltern waren nicht da. Sie waren nach Wien gefahren, um dem ersten Konzert, in dem Christa auftrat, beizuwohnen.

Meine Eltern waren sehr gekränkt, daß ich sie nach so langer Abwesenheit sogleich wieder verließ. Aber ich glaube, ich wäre vom Sterbebett meines Vaters weggelaufen, um Christa zu sehen und singen zu hören.

Der Saal war überfüllt. Wußten alle diese Menschen schon um Christas Künstlerschaft? Ich hatte nur mehr einen der letzten Plätze bekommen. Inmitten dieser Menge wurde ich etwas zaghaft. War es möglich, daß ich gekommen war, um allen diesen Leuten die Künstlerin zu entführen, auf die sie Anspruch erhoben?

Christa betrat das Podium und sang. Die Töne vereinigten sich mit dem Blitzen der Steine um ihren Hals und dem Schimmer ihrer Haut. Ein wundersames Glücksgefühl kam wieder über mich und übertäubte die Angst, die tief in mir saß. Soviel wußte ich: Christas Kunst war von Gottes Gnaden.

Das Publikum war außer sich vor Entzücken. Es raste und schrie. Es verlangte mehr, immer mehr, und Christa verstand sich mit einer leichten Verbeugung und einem kleinen sieghaften Lächeln zu einigen Zu-

gaben. Ihr Erfolg war entschieden. Ihr Name gehörte von heute an zu einem der ersten im Reiche der Gesangskunst.

Nachher habe ich sie auch noch gesprochen. Wie ich in das Künstlerzimmer gekommen bin, weiß ich nicht. Ich muß mit Fäusten und Ellenbogen gekämpft haben.

Sie sah mich einen Augenblick lang an, dann reichte sie mir die Hand. ‚Ach, Andreas, das ist hübsch, daß du auch zu meinem Konzert gekommen bist.'

‚Du hast . . . du hast einen großen Erfolg errungen', stammelte ich, ‚und — es sind . . . es sind sehr viele Leute hier gewesen.'

„Ja — mein Manager hat seine Sache vortrefflich gemacht.' Ein Herr trat auf uns zu. ‚Und auch Sie natürlich, auch Sie haben Ihren Anteil an meinem Sieg. Ihr Blatt hat von meinem Ruhm gesprochen, bevor ich ihn noch hatte.'

Sie stellte mich dem Herrn vor. Es war jener einflußreiche Musikkritiker, der Christas Stimme entdeckt hatte.

Ich sah in ihre Augen, so lange, bis sie sich abwandte. Aber nicht früh genug, daß ich nicht gesehen hätte, daß das Erleben in ihnen stand, das Wissen, die Weibwerdung.

Die ganze Nacht habe ich in ihrer Gesellschaft verbracht. Es muß sehr lustig gewesen sein. Wenn ich mich dieser Nacht erinnere, so höre ich noch immer ein Lachen und Klirren von Gläsern. Aber das ist nur wie ein helles Rauschen, und ich habe mir nichts Einzelnes daraus bewahrt.

Am nächsten Morgen reiste ich ab. Christa trat am selben Tage ihren Triumphzug an.

Drei Jahre lang stieg ihr Stern immer höher. Ihre

Erfolge waren ungeheuer, es war ein Blenden und Strahlen wie von bengalischen Sonnen. Sie warf alle Rivalinnen vor sich nieder. Die ganze Welt war voll von ihr. Sie hatte bald den Konzertsaal verlassen und sich der Bühne zugewandt. Die Zeitungen brachten Anekdoten aus ihrem Leben und Interviews, sie besprachen in langen Feuilletons ihre künstlerische Persönlichkeit.

Ich verfolgte ihre Laufbahn. Ein Büro für Zeitungsausschnitte sandte mir alles zu, was über sie geschrieben wurde. Ich habe ein ganzes Buch voll solcher Ausschnitte daheim. Da findest du alles sorgfältig eingeklebt, von den Kritiken über ihr erstes Auftreten angefangen bis — zu jenen letzten Nachrichten.

Es begann damit, daß man meldete, die Künstlerin habe bei der gestrigen Aufführung des ‚Lohengrin' mit einer sichtlichen Indisposition zu kämpfen gehabt. Einige Wochen später hieß es, sie habe aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub angetreten.

Auch ich war zu jener Zeit überarbeitet und hatte mich zu meiner Erholung in ein kleines istrianisches Bad zurückgezogen.

Hier hielt ich mich ganz still und gab mich ohne Vorbehalt dem Nichtstun hin, blickte in den blauen Himmel und auf das seidenweiche, schmeichlerische Meer.

Eines Abends ging ich auf die Höhe neben der kleinen Kapelle San Lorenzo. Eine steile Klippe springt hier aus dem Zuge der Küstenfelsen weit vor und fällt senkrecht ins Meer hinab. Als ich oben ankam, sah ich den Felsblock, der sonst mir gehörte, von einer Frau in einem weißen Sommerkleide besetzt. Sie wandte sich um — es war Christa.

Ohne besondere Überraschung zu verraten, nickte sie mir zu. ‚Grüß' Gott, Andreas', sagte sie.

Ich konnte kein Wort sprechen.

‚Du findest mich wohl sehr verändert?' fragte sie. Und das war eine traurige Wahrheit, denn ihre Augen blickten müde und glanzlos, die Nase war spitzer geworden, und um den Mund zuckte es bisweilen von einem wehen Lächeln. Sie sah aus wie eine Frau, die einen großen Kummer erlebt hat und ihn immer noch wie eine Wolke über sich fühlt. So hatte ich sie mir nicht vorgestellt, die strahlende Siegerin, die königliche Sängerin.

Ich fühlte, daß ich mit landläufigen Tröstungen oder Ausflüchten nicht vor ihr bestehen würde, und sagte, was ich mir dachte.

Sie nickte mit dem Kopf. ‚Ja', sagte sie, ‚es ist über mich gekommen. Ich habe mir vielleicht zuviel zugemutet und hätte klüger sein sollen. Aber das ist ein so wildes und tolles Leben beim Theater, es reißt uns fort. Man denkt nicht daran, daß man ein so heikles Instrument in sich hat. Eine Stimme —' sie hielt inne, als sie mein Entsetzen bemerkte. ‚Ach so', fuhr sie dann leise und mit gesenktem Blick fort, ‚du weißt vielleicht noch nichts davon. Die Zeitungen waren ja so schonungsvoll, nichts darüber zu berichten.'

‚Christa', sagte ich und faßte ihre Hand, ‚Christa ... deine Stimme ... sie ... ich weiß nichts ...'

‚Ich hätte vielleicht nicht zur Bühne gehen sollen. Vielleicht ist meine Stimme den Anforderungen der Bühne nicht gewachsen gewesen.' Sie entzog mir ihre Hand, stützte sie auf den Felsblock und stand auf. ‚Aber noch ist nichts entschieden. Noch ist nicht alles verloren. Es kann noch wieder gut werden. Und es ist

auch mehr die Angst, die mich so heruntergebracht hat . . . die Angst, Andreas, nur die Angst.'

Sie stand auf und sah auf das Meer hinaus, das sich rosig unter einem opalfarbenen Himmel an seinem Rand in die Höhe zu ziehen schien. Tief unter uns an den Klippen war ein leises Rauschen.

‚Morgen aber wird die Angst ein Ende haben', sprach Christa vor sich hin, ‚morgen wird es sich entscheiden. Morgen, Andreas, kommt der Professor Forster, der Spezialist für Kehlkopf, weißt du, der wird die Entscheidung fällen . . .'

Sie hatte das so gefaßt und ruhig gesprochen, daß ich erschrak, als sie sich plötzlich herumwarf und mich mit beiden Armen umklammerte. Es war ein Schrei aus den Abgründen der Verzweiflung: ‚Andreas, Andreas, wenn ich nicht mehr singen kann — dann . . . dann ist alles aus . . .'

Was sollte ich sagen? Wie sollte ich sie trösten? Einen Augenblick schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich davon sprechen solle, wie ich sie geliebt habe und daß ich sie noch immer liebe. Aber wie konnte sie meine Liebe über den Verlust ihrer Kunst trösten? Sollte sie, da sie vielleicht die Tafel der Reichen verlassen mußte, am Tisch eines Bettlers Platz nehmen?

Wir gingen miteinander den steilen, steinigen Pfad von der Klippe zum Strand herab. Die Steine rollten unter unseren Füßen fort und fielen über den Rand des Felsens in die Dunkelheit der einbrechenden Nacht. Wir sprachen kein Wort.

Längs der Strandstraße lagen die weißschimmernden Villen in ihren Gärten von Ölbäumen, Platanen und Pinien. Lichter blinkten da und dort. Eine der

Villen strahlte aus allen Fenstern. Und mit dem Licht drang der Lärm einer großen Gesellschaft in die Nacht. Eben als wir vorübergingen, wurde es im Hause stiller, und dann begann ein Grammophon mit einigen einleitenden Klavierakkorden.

Eine Stimme erhob sich. Es war der nächtliche, süße, bräutliche Gesang Elsas: ‚Euch Lüften, die mein Klagen so traurig oft erfüllt . . .'

Christa war stehengeblieben und riß mich mit einem Ruck zurück.

Es war ihre Stimme, die da drinnen aus dem Grammophon klang, Christas süße, bräutliche, wundersame Stimme. Sie erhob sich hell, breitete weiße Schwingen aus und schwebte wie ein Vogel in der Luft, sieghaft, überwindend, von aller Schwere gelöst. Es war diese Stimme, die ich kannte, die mir mein Glück fortgetragen hatte, diese geliebte Feindin in aller ihrer zauberhaften Schönheit. Und ich vergaß, daß sie aus einem armseligen Spielzeug kam, einem seelenlosen Mechanismus, und alle Unvollkommenheit blieb weit, weit zurück.

Das Stück war zu Ende, und die Gäste drinnen in dem weißen Haus klatschten in die Hände.

‚Das war ich, Andreas', sagte Christa, ‚das war ich.' Und dann lag sie wieder weinend an meinem Hals. ‚Wenn es aus ist, Andreas . . . wenn es aus ist . . . meine Kunst war meine Rechtfertigung für alles, was ich . . . vergessen habe . . . sie war mein Glück . . . sie ist mein Wesen . . . wenn es aus ist, Andreas!'

Ich küßte sie und schob ihr die feuchten Haare aus der Stirn. Dann begleitete ich sie zu ihrem Hotel. Aber noch die halbe Nacht stand ich vor ihren Fenstern.

Ich hätte gar nicht heimgehen sollen, lieber Freund, sondern über sie wachen.

Der nächste Tag brachte die Entscheidung. Man erfuhr, daß Professor Forster der geschätzten Künstlerin die traurige Eröffnung habe machen müssen, daß ihre Stimme auf immer dahin sei.

Zwei Stunden später fand man sie am Fuße der Klippe von San Lorenzo zwischen den großen Felsblöcken. Die Brandung spielte mit ihrem weißen Sommerkleid.

Ich habe bald darauf Europa verlassen."

Andreas schwieg. Der Mond war tiefer gesunken, und auf dem weißen Eispalast der phönikischen Astarte lagen blaue Schatten. Vorsichtig schob sich ein Boot mit plätschernden Rudern zwischen den ankernden Schiffen auf der glitzernden Wasserfläche hinaus.

Langsam erhob sich Andreas. „Du wirst mich nicht für einen Menschen ohne alle Kultur halten", sagte er, „wenn du mich besuchst und bei mir ein Grammophon findest . . ."

Der Herr Chef

Eines Morgens hing der Amtsdiener Jahoda vermittelst eines Strickes an der Türangel und war tot.

Es gab in dem riesigen Justizgebäude eine ganze Unmenge von Türangeln. Aber der Amtsdiener Jahoda hatte nicht etwa mit einer beliebigen Türangel vorliebgenommen, irgendwo in der Verborgenheit, sondern er hatte sich eine ganz besondere ausgesucht. Und zwar eine der Türangeln, um die sich die Innentür des Vorstandsbüros drehte.

Nun hing er also an dieser Tür, an die schon so viele zaghafte Finger gepocht hatten, und war sehr blau im Gesicht und sehr tot. Seine Beine lagen auf dem breiten Laufteppich, der vom Schreibtisch des Vorstandes zur Tür führte, und waren nach innen eingeknickt.

So fand ihn der Aushilfsdiener Kopral, als er kurz nach sieben Uhr in das Vorstandsbüro kam, um einzuheizen. Der Kopral war allein mit dem Erhängten, und ein anderer wäre vielleicht davongelaufen. Aber der Kopral war ein gedienter Soldat und nahm sein Messer und schnitt den Kollegen ab und dachte dabei, daß er nun wohl bald wirklicher Amtsdiener werden würde. Und dann dachte er, daß es doch ein merkwürdiger Spaß war, daß sich der Jahoda gerade im Zimmer des Vorstandes erhängt hatte.

Nach und nach kamen die Amtstroglodyten angewandert. Es gab natürlich ein großes Aufsehen. Kein Mensch setzte sich an seinen Schreibtisch. Man rottete sich zusammen und kostete die Wonnen des gemeinsamen Grauens aus. Aus den benachbarten Abteilungen kamen ganze Scharen herüber, um auch ihren Anteil an der Sensation zu haben.

Kurz vor acht Uhr kam auch die Polizei zur Aufnahme des Tatbestandes, und dann wurde Jahoda auf einer verhüllten Bahre weggeschafft.

Um den Platz, wo er gelegen hatte, standen die Gruppen, in denen man die Motive der Tat erörterte.

„Er hat Geld aus dem Amtspauschale defraudiert", sagte der Rechnungs-Revident Matzka, „wenn einer mehr braucht, als er einnimmt, so muß er sich schließlich aufhängen."

„Das ist es nicht allein", entgegnete der Kanzleioffizial Schnabl, „der arme Teufel . . . er hat doch versetzt werden sollen, der Alte hat es beantragt . . . und darüber war er so ganz weg . . ."

„Na ja . . . er hat doch die Naturalwohnung da oben gehabt und dann die Trinkgelder am Ersten, wenn er den Gehalt gebracht hat, das wäre alles weggefallen . . ."

„War denn schon jemand in der Wohnung drüben bei seiner Frau?" fragte der alte dicke Offiziant Bauer, dessen Weste das Morgenlicht widerspiegelte.

Nein, es war noch niemand drüben gewesen. Wer wollte denn der Überbringer einer solchen Nachricht sein.

„Übrigens war er schon ein rechter Drahrer", meinte der Adjunkt Prosper, „die ganze letzte Woche war er jeden Abend im Wirtshaus. Er hat doch auch

den Alten einmal in eine unangenehme Lage verwickelt zu sehen.

Er zuckte die Achseln: „Ja . . . ich weiß nicht, Herr Direktor."

„Es wird doch jedenfalls über die Geschichte gesprochen; was sagen denn die Leute?"

Der Offizial dehnte die Worte lang hin: „Ja . . . Herr Vorstand . . . die Leute, die reden halt so herum . . ."

„Was denn? Sagen Sie's nur."

„Seine Geldgeschichten . . . und wegen seiner Versetzung."

„Ich bin doch nicht schuld daran. An solchen Geschichten ist jeder immer selber schuld. Ich kann nichts andres tun. Soll ich denn das angehen lassen? Übrigens haben Sie mir ja das alles zugetragen. Jetzt müssen Sie auch ein Stück von der Verantwortung übernehmen."

Der Offizial wich bestürzt zurück und legte die Hand beteuernd auf die linke Brusttasche.

„Das Präsidium benimmt sich auch sehr sonderbar", fuhr der Vorstand fort, „das muß man schon sagen. Zuerst soll man immer stramm sein und schneidig . . . und wenn man dann stramm vorgeht und schneidig ist . . . und es passiert etwas, dann lassen sie einen im Stich. Grad vorhin hab ich mit dem Hofrat telephoniert; da heißt's dann, ja, mein Lieber, Sie hätten nicht gleich so mit beiden Fäusten dreinschlagen sollen. Das hat man davon."

Das war also eine neue Nuance, diese Unzufriedenheit des Präsidiums. Schnabl schaute seinen Chef mit kalten Augen an. So sahen die Leute aus, deren Schiff

unterzusinken begann. Schnabl beschloß, sich beizeiten zu retten.

Es machte dem Direktor Anstrengung, seine herabgesunkene Rechte zu heben und die zerkaute Zigarre in den Mund zu stecken. Er kaute weiter, ohne zu merken, daß das Bündel feuchter Blätter längst erloschen war.

Der Offizial Schnabl räusperte sich. Wie lange sollte er hier noch stehen? Dieses Räuspern zeigte dem Vorstand sehr energisch an, daß er entlassen sein wollte.

„Sie sind noch da?" fragte Herr Eberl ... „Sie ... ist denn das auch ganz unzweifelhaft, daß wirklich der Jahoda das Amtspauschale angegriffen hat ... kann das durchaus niemand anders gewesen sein?"

„Also ... gerade ausgemacht ist es nicht, daß es der Jahoda gewesen sein muß." Da schlug der Direktor mit der Faust auf den Schreibtisch: „Und ich sag' Ihnen, der Jahoda war's und kein andrer. Und er kann noch froh sein, daß wir ihn nur versetzt haben und nichts andres getan haben."

Als der Offizial draußen war, spann der Direktor seine Gedanken weiter.

Es war ganz unzweifelhaft, daß der Verstorbene einen Griff in die Amtsgelder getan hatte. Wer sonst sollte es gewesen sein? Und hatte nicht eben Schnabl immer von Jahoda zu berichten gewußt, daß er viel Geld brauchte, daß er in den Wirtshäusern herumzog, daß man ihm wegen seiner steten Geldnöte sogar einen Vertrauensposten im Verein der Amtsdiener entzogen hatte?

Der Direktor fuhr erschrocken auf. Draußen vor seinem Büro war es laut geworden. Eine schrille Weiberstimme kreischte, daß man es durch die

Doppeltür hören konnte. Ein Gewirr von Männerstimmen mischte sich mit dem Kreischen, jemand polterte gegen die äußere Tür, ein Kampf schien stattzufinden. Jetzt begriff der Vorstand, daß das Weib des Jahoda zu ihm hereinwollte.

Er sprang auf, rannte zur Tür und drehte den Schlüssel im Schloß herum; dann, als ob ihm dies noch nicht Sicherheit genug sei, lehnte er den schweren Körper mit dem Rücken gegen die Füllung. Er hörte, wie man das Weib draußen wegzuzerren suchte. Er hörte ihr Kreischen: „Der Hund . . . der Hund . . .!" Dann wurde es still. Man hatte die Wütende überwältigt. Heftig atmend, wie nach einer überstandenen Gefahr lehnte der Direktor an der Tür.

. . . . Um zwölf Uhr wurde der Vorstand telephonisch ins Präsidium berufen.

Er trat den Gang an wie ein schon Verurteilter. Seine Untergebenen sahen ihm nach und wünschten ihm alles Böse. Sie wußten alle, daß der Hofrat sehr erbittert war, denn er war kein Freund davon, wenn den Zeitungen Gelegenheit geboten wurde, sich mit den Vorgängen im Amt zu beschäftigen.

*

Die Zeitungen fielen auch wirklich wie Hyänen über den Hilfsämterdirektor her. Er hatte wenige Freunde bei den demokratischen Blättern. Sie brachten große Artikel über schwarzgelben Cäsarenwahnsinn, über Beamtenmißhandlung und Disziplinarwillkür.

Als sogar die christliche „Volksstimme" in den Chor einfiel, meinte der Revident Matzka: „Jetzt möchte ich nicht an Eberls Stelle sein. Die ‚Volksstimme' ist das

Leibblatt der Frau Katharina. Was die sagt, darauf schwört die Alte. Der Eberl kann sich freuen."

Jeder Mensch kannte Frau Katharina, die Haushälterin des Direktors. Sie war die geheime Regentin, die Despotin des Despoten, ihre Laune machte das gute und böse Wetter beim Amt. Die Vorstellung davon, wie es dem Vorstand daheim ergehen mochte, brachte seinen Untergebenen neue Lebenswerte.

„Schauen S' ihn nur an, wie er daherkommt", sagte der Offizial Schnabl, der zu einem der vorlautesten Spötter geworden war, „wie wenn ihm die Hühner das Brot genommen hätten." Und der Aushilfsdiener Kopral kam jeden Tag mit demselben vergnügten Grinsen aus dem Vorstandsbüro zurück. Der Herr Direktor hatte heute wieder kein Verlangen nach einem Gabelfrühstück gehabt.

Es war wirklich eine schlimme Zeit für Roderich Eberl. Frau Katharina behandelte ihn wie einen Aussätzigen: Er mußte seine Mahlzeiten in der Küche einnehmen und bekam sie nicht anders als mit einem Schwall von Vorwürfen und Beschimpfungen aufgetischt.

Eines Tages ereignete sich eine peinliche Szene.

Als der Vorstand um zwei Uhr aus dem Amt kam, fiel Frau Jahoda vor dem Tor des Justizgebäudes über ihn her, schrie und tobte mit geballten Fäusten und spie ihm schließlich vor einer großen Menge von Zuschauern ins Gesicht. Eberl hütete sich, daheim etwas von diesem Überfall zu erzählen.

Aber Frau Katharina wußte es dennoch schon am nächsten Tage. „Sie werden dich pensionieren . . . mit Schimpf und Schande", zeterte sie.

„Ich werde um einen Urlaub ansuchen", sagte der Direktor sehr kleinlaut, „ich halte es nicht länger

aus . . . immer in dem Büro sitzen, wo sich der Mensch erhängt hat."

„Daß du dich nicht unterstehst, einen Urlaub zu nehmen. Jetzt gerade nicht. Dann werden sie erst recht sagen, daß du daran schuld bist."

Eberl wagte nicht zu entgegnen; aber das entfachte nur die Furie des Kampfes. Es gab ein Gefecht, das sich bis zum Abend hinzog, und das Frau Katharina damit beendete, daß sie den Vorstand aus seiner eigenen Wohnung hinauswarf. Er sollte ihr heute nicht mehr vor die Augen kommen.

Roderich Eberl ging langsam durch die Straßen. Er hatte den Hut in die Augen gezogen und hielt sich an die Hausmauern. Es war ihm, als ob ihm alle Menschen ansähen, wie erniedrigt und gedemütigt er war. Er wollte keinem Beamten begegnen, denn ihr Gruß schien ihm so zögernd und überlegen, daß er lieber ganz verzichtete. Sein Gewissen — was Gewissen? Er hatte ja nur seine Pflicht getan, und dieses entsetzliche Gefühl der Haltlosigkeit war nichts als eine schwere Müdigkeit nach so vielen schlaflosen Nächten und so vielen Aufregungen. Der großen Helle der Schaufenster wich er aus, er wollte sich nicht von dem grellen Licht überströmen lassen. „Ich finde, so etwas ist eine Gemeinheit", sagte jemand hinter ihm. Der Direktor schrak zusammen und sah sich um. Zwei unbekannte Herren gingen da auf der Straße. Er hatte ein Stück eines Gespräches gehört, das ihn nichts anging. Keuchend ging er weiter.

Plötzlich wurde sein gesenkter Blick emporgezogen.

Ein paar Stufen, ein bekanntes Tor luden ihn ein. Er stand vor dem Justizgebäude. Es war spät ge-

worden, und der Direktor empfand, wie kalt diese Winternacht war. Er konnte doch nicht die ganze Nacht auf der Straße bleiben, und ebensowenig konnte er in ein Hotel gehen. Dann lächelte morgen die ganze Stadt darüber, daß er von Frau Katharina hinausgeworfen worden war.

Da streckte er die Hand nach der Klingel und drückte auf den Knopf. Der Portier war nicht wenig erstaunt, als er den Hilfsämterdirektor Eberl vor dem Tore sah.

„Ich hab' so viel zu tun", sagte der Vorstand, „ich muß heute ein bißchen Nachtschicht machen ... sonst komme ich nicht auf gleich ... lassen Sie mir nur den zweiten Schlüssel, damit ich Sie dann nicht wecken muß ..."

Er hätte wirklich genug zu arbeiten gehabt, wenn es ihm darum zu tun gewesen wäre. Seit zwei Wochen war er zur Arbeit unfähig gewesen. Die Akten lagen auf seinem Schreibtisch in Stößen durch- und übereinander, ein Wirrwarr, in dem sich niemand mehr zurechtfand.

Der Direktor legte seinen Winterrock ab und drehte den Hebel des großen Dauerbrandofens auf. Es war ein ungewisses Licht im Zimmer, ein verlorener Schein aus den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses. „Man muß die Lampe anzünden!" sprach der Direktor halblaut vor sich hin ... „Wo sie der Kopral hingegeben haben mag? ... aha, da oben auf dem Kasten ... na ja, man braucht sie ja nur selten ... aber er könnte sie doch manchmal abwischen ... da liegt ja der Staub fingerhoch darauf ... so eine Schlamperei ..."

Und er sprach immer weiter, belangloses Zeug, bedeutungslose Worte, die schließlich allen Sinn und Zusammenhang verloren, während er die Lampe auf den Schreibtisch setzte und entzündete. Plötzlich fuhr er auf und taumelte zurück. Es war ihm gewesen, als löse sich ein Schatten langsam von der Tür und komme auf ihn zu. Ein schneller Blick zeigte ihm, wie er sich getäuscht hatte. Es lag ein Schatten auf der Tür, aber das war der Schatten der Lampe selbst, und er bewegte sich nicht von der Stelle.

„Wie ich nervös geworden bin, wie ich nervös bin", murmelte der Direktor. Immerhin wollte der Schrecken nicht aus seinen Gliedern weichen, so vernünftig er sich auch selbst zusprach, und immer wieder mußte er nach der Tür sehen, nach diesem fatalen Schatten, der gerade an der Stelle lag, wo Jahoda gehangen hatte. Eberl wollte jetzt noch ein wenig arbeiten, bis der Schlaf kam, und dann wollte er sich auf das Ledersofa legen. Es würde zwar ein bißchen unbequem sein, aber es war doch ein Ersatz für das Bett.

Er begann damit, in dem Aktenchaos ein wenig Ordnung zu machen, schob die Stücke hinüber und herüber und schied das Wichtige vom Unwichtigen. Da war er auf einmal wieder in die eiskalte Flut des Entsetzens getaucht. Er hatte im Vorzimmer draußen einen Schritt gehört ... ganz deutlich ... einen Schritt, der sich seinem Büro näherte. Wer hatte jetzt mitten in der Nacht etwas hier oben zu tun? Mit zwei Sprüngen war der Direktor an der Tür und drehte den Schlüssel um, wie damals, als die Frau Jahoda ihn hatte überfallen wollen.

Er zog den Schlüssel ab und legte ihn auf den Schreibtisch. Dann sank er in seinen Armstuhl und

fühlte den kalten Schweiß auf der Stirn. Draußen war es still geworden.

Man konnte wieder versuchen zu arbeiten. Ja, es sah hier wirklich ganz toll aus, und es war nicht so einfach, die Verwirrung zu schlichten.

Da riß ein Geräusch den Direktor empor. Ein Geräusch an der Tür ... er stand auf, stieß seinen Stuhl zurück, starrte hin ... es war ihm, als ob die Klinke bewegt würde. Irgend etwas war an der Tür. Und jetzt — jetzt war es eingetreten, obzwar sich die Tür nicht geöffnet hatte, es war im Zimmer und erfüllte es mit seiner schauerlichen Gegenwart. Der Direktor zitterte am ganzen Leib, seine Besonnenheit stürzte in den Abgrund des Grauens.

Das war unerträglich ... es war ganz ausgeschlossen, hier die Nacht zu verbringen. Da müßte man ja wahnsinnig werden, wenn die Sinne so ganz aufrüherisch geworden waren ... nur fort, nur hinaus, lieber die Nacht hindurch draußen herumlaufen als hier bleiben.

Der Direktor suchte den Schlüssel, er hatte ihn doch hier neben die Aschenschale gelegt ... aber nun war er nicht hier ... wo war er denn hingekommen? Er mußte doch hier sein. Vielleicht lag er irgendwo unter den Akten ... man mußte nur gründlich suchen. Und der Direktor wühlte die kaum erst ein wenig geordneten Akten um und um, warf sie zu Boden, fegte sie mit dem Arm über die Tischplatte hin und suchte den Schlüssel wie ein Verzweifelter.

Er war fort ... er war nicht zu finden. Und immer deutlicher wurde die schreckliche Gegenwart eines Grauens, das den ganzen Raum erfüllte, das sich des wehrlosen Menschen bemächtigte, das sich durch alle

Poren in seinen Leib zog und seine Beine zittern machte. Der Schlüssel war fort ... und der Vorstand konnte dem Entsetzen nicht entfliehen, er war hier eingeschlossen, für eine ganze Nacht, allein mit dem Grauen, einem Feind, einer unsichtbaren, bösartigen Macht preisgegeben.

Der Direktor lief zur Tür und begann mit beiden Fäusten dagegen zu schlagen. „Aufmachen", brüllte er, „aufmachen ..." Und er drosch blind und wahnsinnig drauflos, daß die Tür erbebte. Aber, wer sollte ihn hören. Der Portier wohnte zur ebenen Erde, und er befand sich hier im dritten Stock des weitläufigen Gebäudes. Vor morgen früh war keine Befreiung zu erhoffen.

Der Schlüssel ... der Schlüssel mußte aber doch zu finden sein. Wieder wühlte der Vorstand die Akten um und um, daß die losen Blätter über den Tisch flatterten. Er keuchte und winselte dazu vor Angst. Der Schlüssel ... der Schlüssel! ...

Da ... da ... da war etwas unter diesem dicken Akt, ganz im Eck ...

Er hob das umfangreiche Paket auf ... es war ein Strick, der darunter lag. Jener Strick, mit dem sich Jahoda erhängt hatte, und der dann auf den Schreibtisch geworfen und von den Akten verdeckt worden war ...

*

Am Morgen fand man den Hilfsämterdirektor Eberl in seinem Büro erhängt. Er hing an derselben Stelle wie Jahoda und vermittelst desselben Strickes an derselben Türangel.

Kopral schnitt ihn ab, so wie er zwei Wochen vorher den Jahoda abgeschnitten hatte.

„Sehen Sie", sagte der Rechnungs-Revident Matzka zum Adjunkten Prosper, „die Duplizität der Fälle ... da haben Sie's wieder. Was habe ich gesagt. Aber daß gerade der Eberl selber der zweite sein wird, das hätt' ich mir nicht gedacht."

Hunzaches

Bastiana, Fräulein Bastiana, des Wirtens zum „Reichsadler" Pflegetochter, ein grundgelehrtes Haus, für ihr Säkulum und das Herzogtum Jägerndorf ein Wunder, Latein, Griechisch, Völker, Viecher, Kräuter in aller Welt, Astronomie, Rhetorik und Musik und ein bisserl was von allen übrigen freien Künsten. Dabei keine blaubestrumpfte, bebrillte Gelehrsamkeit, sondern eine schlesische Diana, mit Hundegebell, Reiten und Schießen, also gürtelstolz natürlich, ein Männerschreck und allen Hock- und Dunstweiberlein ein Greuel.

Das muß sie erleben, daß ihr die Herzensfreundin sich einfangen läßt, freudestrahlend in den Ehekäfig wandert, Angela, Tochter des Kaufmannes Jonas, mit irgendeinem Krämer aus Troppau. Auf der Hochzeit war die Laune igelig, kein Wunder, wenn die beste Freundin, zu besserem erzogen und beraten, plötzlich einen lange verleugneten Bräutigam zum Vorschein bringt, das süße Geheimnis aufdeckt, daß sie Gattin und Mutter zu werden gedenkt.

Kein Gewürzwein spülte das bittere Gefühl weg, verraten zu sein. Bastiana warf mit Bemerkungen um sich wie mit Kletten, die fuhren den Leuten in den Pelz und hakten sich dort fest. Die anderen lachten über den Klettenzierat der Festgenossen und duckten sich,

um nicht selbst getroffen zu werden. Besonders wohlgeschmückt wanderte der junge Gatte einher, der wunderte sich, daß ihm die Leute so gar lustige Gesichter machten, und daß, wo er stand, ein Kichern um ihn war.

Recht schlimm erging es auch dem Stadtschreiber Christian Bär. Der war so unbedacht gewesen, eine lange verborgene Neigung in einem Gedicht halb zu bekennen, das er am dritten Hochzeitstag unter Bastianas Teller zu schieben wußte. Er hielt sich für einen Frauenkenner und nahm an, Bastianas Stacheligkeit sei nur übel verdeckte Sehnsucht nach der eigenen Brautkrone. Das Gedicht behauptete, die Jungfrau sei Diana und Minerva zugleich und, mit Anspielung auf die etwas dunkle Geburt, sie sei gerüstet dem Haupte des Zeus entsprungen; es rechnete mit wohlgezählten einhundertfünfzig gelehrten und mythologischen Wendungen gar sehr auf den Beifall der Kennerin schöner Künste. Bastiana machte aus dem Gedicht ein Trompetenrohr und blies dem Verfasser ins Ohr, seine Verse hätten wohl das Tanzen bei einem seines Geschlechtes erlernt, wie sie auf den Jahrmärkten aufgetrieben würden. Darüber geriet Herrn Christian Bär der Gallapfelsaft ins Sieden, und er sann auf Rache.

Am Abend des fünften Hochzeitstages, an der Vigilie des heiligen Martin 1528, verzogen sich die jungen Eheleute aus dem Tafelgegröle und Tanzgestrampfe. Die Brautmutter löste in einem Kämmerchen über dem dröhnenden Festspektakel den kunstvollen Turm aus Haaren, Flitterwerk, Spitzen, Heiligenbildchen und Glasstücken auf, den die junge Frau nun seit mehr als hundert Stunden auf dem Kopf trug. Der junge Ehemann stampfte ungeduldig auf der Schwelle,

Muttertränen träufelten der Tochter in den steifumrandeten Nackenausschnitt. Quellenden Auges und mit durch das Drängen des mahnenden Gatten zitterig gemachten Händen stieß die Alte an den länglichrunden Handspiegel. Es gab ein kleines, spitzes Geklirr und Glasgelächter. „Sieben Jahre Unglück", murmelte Frau Jonas erbleichend.

Angela beugte sich über die Glasstücke, sah ein einziges Auge, unnatürlich groß am Boden liegen, sie zwang ein fröhliches Lachen aus sich: „Nein, Scherben bedeuten Glück."

Sie tappten insgesamt die Stiegen hinab, Bastiana glitt aus einer Tür hervor, hinter der die Hochzeitsfröhlichkeit weiter tobte, umfing die kleine Frau und flüsterte ihr ins Schmuckgebaumel des rechten Ohres: „Vergiß dich nie, laß ihn nicht die Oberhand gewinnen!"

Drei Wagen standen vor dem Tor. Auf dem ersten saßen ein halbes Dutzend Troppauer Hochzeitsgäste, die sich gleich den Eheleuten ohne Aufhebens empfehlen und mit ihnen heimfahren wollten. Der zweite Wagen war mit Hochzeitsgerät vollgepackt: Schränke, Truhen, Laden getürmt, weiße Wäsche, zinnernes Geschirr und Zuber, alle Dinge, die ein junges Hauswesen braucht, eine stattliche Aussteuer. Auf dem dritten Gefährt saßen die jungen Eheleute, der Kutscher vor ihnen machte einen krummen Rücken, seine Ohren waren zurückgelegt, hoch oben funkelten Sterne.

Im Hoftor standen der Kaufmann Jonas, seine weinende Frau, Bastiana mit einem wehenden Tuch und mit einem Vogeltriller für Angela: „Auf Wiedersehen!" Die Hochzeitsgäste im ersten Wagen, zur

Hälfte angeheitert und zur anderen nicht nüchtern, wurden beim Anziehen der Pferde durcheinandergeworfen, grunzten vergnügt und schwenkten die letzte Kanne, die zur Wegzehrung mitgenommen war. Schwer knarrte der beladene Brautwagen, im dritten Gefährt winkte eine Hand zum Abschied, der Nachtwächter kam mit Spieß und Laterne um die Ecke, und da er ein hochachtbares, bürgerliches Schauspiel sah, machte er seine Reverenz.

Bastiana, Fräulein Bastiana, raffte die Schleppe und kehrte zur Hochzeitsgesellschaft zurück. Da hatte eben ein Tanz geendet, auf einer Bank stand der Stadtschreiber Christian Bär und hielt in jeder Hand eine kleine Puppe, ein Männlein und ein Weiblein, die er, mit hoher und tiefer Stimme abwechselnd, gegeneinander sprechen ließ.

Es war ein sehr gelehrtes Puppenfräulein, das warf mit Lateinisch und Griechisch um sich, und behauptete, daß die Frauen den Männern in allen Stücken gleich, ja in manchen ihnen sogar noch über wären und ihnen bald den Rang ablaufen würden.

Das Herrlein widerredete in aller geziemenden Ehrfurcht, daß Gott wohl wissen werde, warum er einen Unterschied gemacht habe, und daß mindest der Mut den Männern vorbehalten sei.

Aber auch das wollte das kühne Puppenfräulein nicht gelten lassen, auch der Mut wäre den Männern nicht allein zu Lehen gegeben, und es gäbe Frauenzimmer, die ihnen darin nicht nachstünden. Plötzlich aber schrie es „Jhi!", quiekte: „eine Maus! eine Maus!!", tat einen Hopser durch die Luft und rettete sich schleunigst in des Stadtschreibers rechte Tasche.

Diesen Ausgang begrüßte großes Gelächter, die

Männer nickten einander Überlegenheit und Genugtuung zu, die Frauen schmiegten sich an ihre Lebensstützen, und wer noch Bastianas Kletten in seinem Pelz sitzen hatte, schüttelte sie ab. Der Stadtschreiber kroch umjubelt, mit gestilltem Rachegefühl, von der Bank. Aber da stand Bastiana vor ihm, bedrohlich schön, unbesiegt, vom Zornbad blitzend, daß dem dürftigen Mann die Herzenswunde wiederum zu bluten begann.

„So will ich, daß Ihr meinen Mut auf die Probe stellen sollt. Alsogleich, wenn es Euch beliebt!"

Sie waren voll Wein, brüllten begeistert, stimmten zu; die Männer kamen sich sehr wichtig vor, weil Bastiana aus ihrer Unnahbarkeit herabstieg; die Frauen wollten der Genossin, die aus der Hennengeducktheit hinausstrebte, wenig wohl und hofften, daß sie von ihrem Unternehmen bei der ersten Maus gedemütigt abstehen werde.

Eine Art Beratung mit viel Geschrei wurde abgehalten.

„Sie soll jetzt, gleich, sofort, in der Nacht auf die Schellenburg gehen."

„Sie soll ein Büschel Ebereschen von dort mitbringen."

„Von dem Baum, der am schwarzen Turm steht."

Es blieb dabei. Der Wirt vom „Reichsadler" umgluckste das kühne Pflegetöchterlein angstvoll: „Du wirst doch nicht gehen."

„Du wirst es mir nicht verwehren!" sagte sie und er fügte sich, des Gehorchens seit Jahren gewöhnt, sorgenvoll und von Reue gequält, daß er die ungebärdig Stolze nicht früher ins Hergebrachte zurückgezügelt habe.

Rasch war das langschleppige Hochzeitsgewand gegen ein kurzrockiges Kleid eingetauscht. Mit freien, federnden Fußgelenken, einen männerfesten Dolch im Gurt, schritt sie unter einem gelb niedersinkenden Mond durch den Garten. Ein Schatten hinkte aus dem Tor zu ihr: „Laßt mich Euch geleiten, Fräulein!"

„Was fällt Euch ein, Herr Stadtschreiber! Damit Ihr nachher sagen könnt, ich hätte mich allein nicht getraut?"

„So will ich Euch melden, daß viele Ebereschenbäume an der Straße stehen."

„Ich schwöre Euch bei der Jungfrau Maria und allen Heiligen, daß die Ebereschen, die ich bringen will, von keinem anderen Baum gepflückt sein sollen als von dem am schwarzen Turm der Schellenburg."

Immer noch Hochgang des Zornes streckte ihr die Schritte und kürzte ihr den Weg auf der weißen, von Baumschatten schwarz gestreiften Straße. Schon raschelte sie im herbstdürren Gebüsch des Burgberges, wühlte mit den Füßen im weichmodrigen Blätterabfall. Der richtige Aufgang war verfehlt, sie schlug sich tapfer durch Rankenwerk und zerschrammte sich an Bruchkanten bloßliegender Gesteinschründe. Dabei pfiff sie bubenhaft leise zwischen den Zähnen. Der Mond kroch auf der anderen Seite hinter dem Berg hinunter, es war höllenmäßig finster, und an eine Laterne hätte sie wahrhaftig denken können. Einmal gab es Funken, aber die stoben ihr selber von den Augen, weil ein Baumstamm härter war als ihre Stirn. Sie keuchte, trat auf einen langen Streifen, der ihr vom Rock gefetzt war, und stürzte hin. Aber der Weg war nicht zu verfehlen, immer weiter den Berg hinauf, dann mußte man zu dem Gespensternest

kommen. Sie lächelte, mitten in einem Gefecht mit Brombeerranken: das müssen sehr furchtsame Gespenster sein, daß sie den Zugang so verrammeln. Der dreiköpfige, glühende Hund und der Heulmann genügten ihnen also nicht; am Ende gefiel es ihnen in dem alten Gemäuer so gut, daß sie gar nicht erlöst werden wollten.

Schließlich bog sich der steile Hang in einer sanfteren Kuppe hin, Wald und Gestrüpp machten am Rand einer Lichtung halt. Die lag dem Berg wie eine Tonsur auf dem Scheitel, und mitten darin war der Haufen Mauerwerk hingepatzt. Auf Bastianas Stirn schwoll eine Beule, sie zog den Dolch und drückte die kalte Klinge quer darüber.

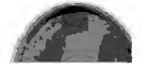
Unter der geraden Schneide quoll Finsternis zu dickem Gerinn. Ein Klumpen Finsternis bewegte sich, rückte von rechts nach links, vom Wald weg dem Gemäuer zu. Das war jemand, der dort ging, gebückt unter einem Sack. Schwärze schluckte ihn ein. Tagscheues Diebsvolk sollte ihr den Raub des Beerenbüschels nicht verleiden, dort die lückenhaft zerbröckelten Zinnen des schwarzen Turmes umrandete der tiefe Mond.

Sie klomm über Geröll zu dem Bäumchen, das mit seinen Wurzeln einen Sims zerspengte. Ein roter Spalt klaffte plötzlich, Bastianas Hand tappte in Feuerschein, und sogleich war eine bürgerliche Neugierde da, dem Galgengesindel hinter die Sprünge zu kommen. Es gehört dazu, dachte Bastiana, sie sollen einmal sehen! Hier war der Schlitz nur schmal, weiter unten kluftete er breiter auseinander, da lag Bastiana auf dem Bauch, zwängte den Kopf vor, senkte den Blick in ein überwölbtes Versteck. Qualm stieg wirbelnd, beizte ihr die

Augen blind, irgend jemand hatte dem Feuer neues Futter ins Maul geschoben. Jetzt fraßen Flammen hindurch, brannten hell auf, zehrten den Qualm. Die geselchte Abenteuerin zwang die Lider auseinander, da saßen zwanzig oder wie viele Mordkerle, hatten Truhen und Laden aufgeschlagen, wühlten in Kasten, hatten Kleider und Leinen hervorgezerrt, wogen Schmuck in den Pfoten und schrien alle zusammen, als wären die Galgen für die ehrlichen Leute aufgestellt.

Aus winzig kleinem Erkennen stieg Kälte in Bastianas Rückgrat. Ihre Finger zogen sich ein, ihre Zähne wurden lang und scharf, die Haut lag ihr wie ein feuchter Lappen über dem Gesicht. Ein schwarzer Kerl tanzte in einem Frauenhemd herum, das er über seinen Kittel gezogen hatte, ein anderer zwängte Frauenstrümpfe auf seine dreckigen Knollenfüße. Sie gelächterten und johlten, rissen einander die Sachen aus den Händen, warfen sie einander zu, schwangen Wäschestücke wie Fahnen. Nur einer verhielt sich stumm, der stand mit eingeknickten Beinen, lang gereckten Händen drüben an der Wand, die Finger rührten den Lehmboden, die nackten Füße waren mit den Spitzen einwärts gedreht, die Sohlen lagen nach oben, roh und blutig wie Hackfleisch. Und er hätte wohl längst hingefallen sein müssen, wenn nicht sein Hals mit einer Schnur an einem eisernen Ring in der Mauer sorgsam angeknüpft gewesen wäre. Es war nicht leicht zu erkennen, daß es der junge Gatte Angelas war, denn man hatte ihm den Mund durch einen Messerschnitt beiderseitig bis zu den Ohren erweitert, so daß er grinsend sein ganzes Gebiß zeigte.

Gewimmer kroch aus dem Loch. Das kam gerade unter Bastiana her, wo ihr Blick nicht unter die Wöl-



bung reichte. Sie rutschte herum, sah nun die andere Hälfte. Angela stand da, nackt, mit Stricken an die Wand gespannt, die Arme zur Kreuzgestalt gehoben, daß die kleinen, blonden Haarbüschel unter den Achseln aufgekräuselt waren. Über Brust, Bauch und Beine liefen rote Striemen, blaue Male fleckten dazwischen den Leib, gemeine Brunstgewalt hatte ihn gezeichnet. Vor ihr, im Türkensitz, hockte einer, satt und leergeronnen, und kitzelte sie mit einer langen Feder unter den Armen und an dem auseinandergerissenen, blutigen Schoß. Angela wimmerte, stöhnte, wand sich in Kitzelqual und schrie bisweilen einen schrecklich lachbaren Schrei der Verzweiflung. Der Kerl im Hemd tanzte vor ihr, spreizte sich das Leinen links und rechts zierlich vom Leib und scharrte heftig mit den Füßen.

Einer sagte: „Macht ein Ende! Wir können sie nicht mitschleppen!" Bastiana sah ihm ins Gesicht. Sie kannte es von den Bildern der Jahrmärkte, wo man seine Taten gruselig besang.

Sie hob sich auf die Knie, nahm einen schweren Stein, legte ihn wieder lautlos hin und stand mit zitternden Beinen auf. „Ich muß gehen", sagte sie. Über das Geröll unter dem Turm schlich sie, dann lief sie über die Lichtung. Am Waldrand riß es sie herum. Sie werden es nicht glauben! Ich muß das Zeichen haben!

Lief zurück, in Traumverworrenheit, kletterte nachtwandlerisch über den Schutt zum Bäumchen und streckte sich, einen starken Ast zu sich herabziehend. Unter ihr, im überwölbten Versteck tobte die Bande, laut streitend. Ein Beerenbüschel mit Blattgefieder knackte, der beraubte Ast schnellte zurück, unter Bastianas Fuß rollte ein Steinchen fort, fand Gefährten

im Geröll, riß ein kleines polterndes Geriesel mit sich und durch den Spalt ins Räubergewölbe hinab.

Dem Hunzaches schlug ein Kiesel auf die Schulter. Er hob den Kopf, sah Mörtelstaub, Ziegelbrocken und Sand durch den Riß in der Decke herunterkommen. „Was ist das?" schrie er.

Bastiana hörte die schreckliche Stimme, und gleich darauf war alles Lärmen unten wie vom Gemäuer verschluckt und verschlungen. Mit klebenden Sohlen stieg Bastiana ab, das Knirschen des Sandes war ein durch die ganze Burg hindonnerndes Getöse. Sie nahm jetzt den Weg nicht quer durch die Lichtung, sondern längs der Mauer, durch das Gestrüpp des Grabens hin, unter höhnisch vorgebeugten Pechnasen und Erkern. An einer Ecke grinste ihr plötzlich eine steinerne Fratze ins Gesicht, in einer jäh geöffneten Bogentür sah sie, tief unten über dem Waldsaum, ein blutrotes Mondhorn. Sie dachte mit einemmal an das weiße, sichere Bett, an das wohllüstig behagliche Knarren der Lade, wenn sie sich zur Seite wandte, an die Reihe goldgepreßter Bücherrücken an der Wand, die im Mondschein matt schimmerten. Ihr Fuß stieß an dürres, regengebleichtes Holz, das lag wie aus der Erde gescharrte Friedhofsknochen auf ihrem Weg. Hinten über die Lichtung wankten suchende Laternen.

Hunzaches war ein außergewöhnlich berühmter Räuberhauptmann.

Er war in Ungarn geboren, woher nicht nur die besten Pferde und Schweine, sondern auch die vortrefflichsten Räuber kommen. Der ganze Bakonyerwald war stolz auf ihn, und sieben Dörfer stritten um die Ehre seiner Geburt. Ein schwarzer Schnurrbart stand ihm, mit Pech zusammengedreht, waagrecht in

zwei Spitzen unter der Nase, seine Augen brannten ein schwarzes Feuer, er trug eine Weste von Menschenhaar, für seine Geldkatze hatte ein Reichsgraf seine Haut geben müssen, und wenn er schwermütig war, spielte er die Geige so wunderbar, daß alle Räuber weinen mußten.

Das Leben sei schwer, war sein Lieblingswort; und weil er ein gutes Herz hatte, half er vielen seiner Mitmenschen von dieser lästigen Bürde. Wenn aber jemand das nicht gleich einsehen und es vorziehen wollte, sich mit der Last weiter abzuschleppen, spielte ihm Hunzaches auf seiner Geige so viel Trauriges vor, bis man ihm darin recht gab, daß die Welt wirklich ein wenig schätzenswertes Jammertal sei. Welcher Erkenntnis die Bande durch allerlei kleine Handgriffe, mit passend angebrachten Feuerchen, spitzen Holzpflöcken oder scharfen Messern nachzuhelfen pflegte.

Streng sah er darauf, daß zu diesen geselligen Unterhaltungen nur geladene Gäste Zutritt fanden. Darum hatte ihn der Kiesel, der ihm vom Gewölbe auf die Schulter geklopft hatte, einigermaßen erzürnt. Er stand auf der Bergblöße und stampfte den Grund, die suchenden Lichter streiften rings durch den Wald. Nach einer Weile sammelten sie sich um ihn.

„Es ist jemand dagewesen!" sagte der Pechlackel.

„Das weiß ich, du Aas!" Hunzaches war wirklich und ernstlich schlechter Laune.

Der Schwarzwurz storchte durch das Gemäuer. Er schneuzte kunstvoll mit zwei Fingern und sagte: „Dort ist jemand gelaufen! Den Berg hinauf! Ich glaub', es war ein Frauenzimmer!"

„Es gibt ein langrockig Wildbret! Auf!"

Sie verteilten sich, nahmen den Wald zwischen sich

in Arbeit, leuchteten den Büschen in die Falten, hoben alle Schattentücher auf. Zweigbruch und Moosdruck leiteten bergan.

Unter der Felswand, auf dem Vorsprung über Tannenwipfeln reckte der Gekreuzigte die blassen Arme. Zwischen den einwärts gebogenen Zehen das weinrote Lichtlein beleuchtete einen geschnitzten Blutzapfen, der von den durchnagelten Fußgelenken niederhing.

Waldhausende Gottesmänner haben nichts zu verwahren. Ein windschiefes Gattertürlein schien einen Ziegenstall zu schließen. Dahinter im Felsenzimmer lag der Einsiedler auf dem Stroh. Es stank nach Kuttenschmutz und den Bücherpilzen der Bibel, die groß und ungeschlacht in der Ecke unter dem Totenkopf schimmelte; ein Ruch Weihrauch war heilig hineingemengt.

„Gelobt sei Jesus Christus", sagte der Hauptmann, „habt Ihr kein Frauenzimmer laufen sehen?"

Der Gottesmann saß schlafverstört auf der Schütte, kleine Äuglein zwinkerten über dem hochgekrochenen Bart, darüber war dann frommeinfältige Kahlheit scheitelwärts bis in den Nacken hinein. Eine Fackel glutete ihm über die nackten Füße, deren große Zehen von den übrigen weg und aufwärts standen wie Dörner.

„Was willst du?" schrie er, halbwegs erwacht, „hab ich dir nicht gesagt, du Rabenbraten, du sollst mir hier nicht hinaufkommen?"

Hunzaches schlug das Kreuz und duckte sich. „Ob kein Frauenzimmer hereingelaufen ist?"

„O, du Höllensohn, du Hurenbankert, willst du mir sagen, daß mir die Weiber zur Nachtzeit ins Strohbett

gekrochen kommen? Bin ich ein Unflat wie du?" Der Härene schwang den Gürtelstrick, die Kutte schlotterte ihm ums dürre Gebein.

Gesprüh von des Prager Wenzels Fackel stob ins Einsiedlerbett herab.

„Wollt ihr mir mein Stroh anzünden, Galgengesellschaft? Packt euch!" Der heilige Mann bückte sich, ballte feuchten Lehm, schleuderte den Klumpen nach dem Hauptmann, er zerklatschte auf des Pechlackels Wange. Da zogen sie ab. Der Einsiedler ihnen nach, packte das rauhe Geländer am Abgrundsrand und keifte über die Wipfel hin, daß der Wald hallte. „Raben werden euch das Gedärm fressen, man wird euch die Haut abziehen, Pferde werden euch zerstückeln!"

Dann kratzte er mit den hornigen Klauen den grauen Grind am Scheitel, klammte einen Strang Barthaare zwischen die Stummelzähne, wackelte ins Gefelse zurück. Tappte nach Stahl und Stein, schlug Funken und steckte ein trübes Lämplein an. Im Höhlengrund, wo von rohem Altartisch weißes, goldgesäumtes Leinen herabhing, regte es sich. Ein Zipfel hob sich, der Fransenbehang wurde geteilt, im matten Geleucht rieselte das strahlenumsäumte Bild des Allerheiligsten, frommes Stickwerk fürbittebedürftiger Frauen aus Stadt und Land. Auf allen vieren kroch Bastiana hervor.

„Komm nur, meine Tochter", seufzte der Einsiedler, „heut hab ich mir deinetwegen die Hölle an den Hals gelogen."

„Das ist ein schreckbarer Gesell! Zwischen den Fransen hab ich ihm scharf ins Gesicht gesehen."

Verzagt stand der Fromme vor dem Totenschädel und kratzte den Scheitel: „O Eitelkeit mit Lug und

Trug, Weltgewirr, das bis in den tiefsten Wald schlägt. Da zausen sie einander und unsereiner läßt die Haare. Meine Seel' hat einen Brandfleck weg."

„Hättet Ihr bekennen sollen? Die Wahrheit sagen? Sie hätten mich zerrissen."

„Die Wahrheit ist ein Dörnerstrauch." Er ruderte mit den Händen heftig nach hinten. „Geh nur, geh! Gib acht, daß sie dich nicht erwischen. Ich schlag ihm den Schädel ein, wenn sie dir was tun, o heilige Gottesmutter, bitt für uns um Vergebung unserer Sünden."

Der Wald schwieg wieder, regte sich leise im Traum, auf dem steilen Einsiedlerpfad stieg Bastiana zur Oppa hinab. Noch roch sie Weihrauch und Erdfeuchtigkeit der Klausnerwohnung. Felsen traten drohend gegen sie, durch den Leib zermoderter Stämme war der Weg getreten. Der Abstieg lief ins Gefild aus. Hinter Weidenbüschen gluckste und gluckerte fließendes Wasser, sie scharrte auf Kies dahin.

Ein gellier Pfiff stieß daher, von anderen Seiten zackte es schrille Antwort, links, rechts, vorne und hinten. „Ho! Ho!" wie auf der Treibjagd, es knatterte und krachte im Gebüsch.

Bastiana blieb stehen, wehrte sich gegen stürzende Gedankenfluchten, schnappte nach Besinnung. Der Stadt zu! Dahin!! Sie duckte sich ins Dunkelste, sah einen draußen am Flußrand rennen, Schlamm wich unter ihr, ein Schuh blieb im zähen Gequirl: irgendwie zum Fluß kommen, hindurch und drüben weiter.

Im Gedämmer, unter hängenden Zweigen, rührte sich ein großer Klumpen Finsternis, leise schnaubend. Bastiana faßte ein warmes Fell, auf dem Tau dunstete, eine weiche Schnauze blies ihr fragend in die Hand,

plötzlich war ihre Brust gedrängt voll Schluchzen. Sattel war da, Bügel war da, der Zaum um den Baumast geschlungen. Sie riß ihn an sich, hob den Fuß in den Bügel. Allerheiligste Jungfrau Maria, zwölf Kerzen auf deinen Altar in der Pfarrkirche und hundert Goldgulden den Schwestern vom blutigen Herzen!

Ein Tatzenhieb auf die linke Schulter, dann war sie in ein wildes Umarmen gezwungen. Von hinten waren Arme um sie gelegt, Bärenpranken, ein Kinn drückte ihre Schulter, eingesetzt wie ein eiserner Keil, Knie stießen gegen ihre Kniekehlen.

„Blassel!"

Das Pferd tat einen Ruck, sprang an, Bastiana wurde hingeschleudert, ein Körper wälzte sich über sie, quetschte ihr den Atem aus, eine Hand preßte den Hals zusammen, wühlende Finger fuhren ins Kleid. Sie bäumte sich, warf den Leib, ein eiserner Griff war in ihre linke Brust gekrallt. Vor ihrem verlöschenden Blick, in einem Geflimmer von Rot sah sie Angela, nackt, an die Mauer gespannt, mit Striemen und Flecken von den Schultern bis zu den Schenkeln. Ein heißer Biß zerriß ihr die Wange. Sie faßte den Dolch in ihrem Gürtel, zwängte ihn unter der Bergeslast hervor, hob ihn über dem Nacken des Mannes und tauchte ihn zweimal kurz und kräftig ein.

Er schrie: „Ich bin gestochen!" rutschte von ihr ab, zur Seite, sie sah das Räubergesicht mit dem kampfzerzausten Schnurrbart, die angezogenen Beine schnellte sie ihm gegen die Leibesmitte, daß er einen dumpf blökenden Laut gab, wie ein getretener Dudelsack. Zwischen den Fingern, die er um seinen Hals preßte, pumpte sich Blut in starken Stößen heraus. Sie hob sich vom Boden, da schlug er noch

einmal die Fänge nach ihr, unter den Röcken, über dem Strumpfband, um das bloße Knie, und zog sie am Bein zu sich. Ihr Dolch schnitt ihm quer über die Finger, er brüllte, schlenkerte die Hand und spritzte ihr Blut ins Gesicht.

Bastiana warf sich in die Weiden, lief Spießruten, Pfiffe fielen wie Wurfschlingen über sie. Da war das Pferd wieder, mit gesenktem Hals, grasend. Das Ufer brach hier jählings ab, fiel mit einem lehmroten Rutsch ins Wasser. Sie saß dem erschreckten Roß mit einem Sprung im Sattel, stieß ihm den Dolch in die Kruppe, daß es blindlings ins Leere setzte. Wasser schlugen gischtend zusammen, sie lenkte das strampelnde Pferd schief über den Fluß, faßte Grund, klapperte triefend über eine Kiesbank, sah des Pferdes Vorderleib steil über sich ansteigend und neigte sich ihm zur Kletterhilfe tief über den Hals.

Wiesengrund mit weißem Nebelgewirk, eine Straße mit Bäumen links und rechts, ein Planwagen knarrte hinter ihr mit plump gewölbtem Umriß. Kühler Herbstwind fuhr ihrem wilden Galopp entgegen, trieb über fahlgetünchten Osthimmel rosafarbenes Federgewölk. —

Die Hochzeitsgesellschaft harrte in den Morgen hinein auf Bastianas Heimkehr. Sie tranken dem „Reichsadler" den Keller immer leerer und wurden selbst immer voller. Nur der Stadtschreiber Christian Bär hatte den Krügen keine Ehre mehr angetan, immer nüchterner, je mehr ihm die Bangigkeit wuchs. Seinen Puppen, dem Männlein und dem Fräulein, hatte er die Köpfe abgeschlagen und die enthaupteten Leiber auf des Wirtes Miststelle geworfen. Es war ihm, als hätte er selbst nichts Besseres verdient. Unruhig stand er am

Fenster, das Toben der Gäste hinter sich, den langsam sich erhellenden Hof vor Augen.

Man müßte sie suchen gehen, meinte er, als ihm das Stück Welt zwischen Stall und Kellerwand immer grauenvoller zu werden begann.

„Bastiana?" lachte der Richter, „die ist wohl längst daheim, hat sich im Bett verkrochen!"

Der Wirt schüttelte den Kopf, seine zwei Augen hatten ihm noch vor einer Viertelstunde Bastianas Kammer leer gezeigt.

Der Stadtschreiber riß das Fenster auf, Menschendunst schlug ihm den Kopf voll Wirrnis, Morgenluft zerwirbelte den Qualm, drängte ihn in grauen Schwaden ins Freie. Hufschläge klapperten von fernher, heran, eine Reiterin sprang vom Pferd.

„Bastiana! Bastiana zu Pferd!?"

Sie stießen die Krüge um, schoben sich einer an den andern, reckten die Hälse hoch. Bastiana stand in der Tür, das Kleid voll Schlamm und Wasser um den Leib geschlagen, in Fetzen gerissen, mit unbekannten Augen, eine verkrustete Wunde auf der linken Wange. Ein Büschel zerquetschter, nasser, roter Beeren warf sie aus der Gürteltasche auf den Boden hin, daß es klatschte. „Sie sind über die Hochzeitsgesellschaft hergefallen. Angela und der Bräutigam liegen tot in der Schellenburg."

Stühle fielen um, die Leute wichen vor Bastiana zurück, einer lachte laut meckernd, weil er glaubte, man habe einen Scherz gemacht. „Den Hunzaches habe ich gestochen! Das ist sein Roß!" Einigen begann die Besinnung zu dämmern, sie ließen die Augen nach den Brauteltern umhergehen, aber die waren längst schon zu Bett geschlichen; der Stadt-

schreiber pumpte sich mächtig Luft in die Brust und fing plötzlich an krampfig zu schluchzen.

„Steht doch nicht da!“ schrie Bastiana, „um Jesu willen, tut doch was!“

Da begannen sie durcheinanderzulaufen, fluchten, ballten die Fäuste, schworen Galgen und Tod und trommelten auf den Tisch. Dem Stadthauptmann Stackenbach, dem der größte Rausch in Kopf und Glieder gegossen war, verflog er auch am ersten. Er schmetterte einen Krug zu Boden, zog den Degen halb aus der Scheide und stieß ihn rasselnd wieder zurück und schrie, er wolle selber am lichten Galgen hängen, wenn er die Bande nicht daran bringen werde. Lief fort, um seine Rotte unter Waffen zu rufen. Eine halbe Stunde darnach zogen sie schon mit Spießen und Stangen aus, klammerten den Schellenberg ein und drangen von allen Seiten zugleich ins Getrümmer. Aber das Nest war leer, nur zwei Leichen hingen im Gewölbe. Die übrige Gesellschaft, die weinfröhlich vom „Reichsadler“ aufgebrochen war, fand man im Wald an der Troppauer Straße mit zerschnittenen Kehlen und eingeschlagenen Köpfen. Ein Engel in Stein wurde auf dem Friedhof zu Jägerndorf über das gmeinsame Grab der Brautleute gesetzt, und viele Trauermessen wurden um ihr Seelenheil gelesen. Die Troppauer kriegten sechs kleine Kreuze im Wald an der Mordstelle, die Lateinschüler sangen Miserere, und der Pfarrer der Marienkirche sprach von der Zulassung Gottes.

Stackenbach rasaunte hinter dem Hunzaches und seiner Bande landauf, landab, fuhr in jeden Diebswinkel und brachte allerlei bisher Geduldetes ans Licht. Und Themis, die ja nicht genau sieht, ob man

ihr die Rechten oder die Unrechten bringt, verfuhr mit ein paar Landfahrern, Zigeunern, Diebshehlern und Juden so streng, als hätte man sie dem Hunzaches mitten aus dem Haufen geschnappt. Der Stackenbach schwang das Schwert, blies den Schnurrbart auf, rumorte in der Vorhalle der Gerechtigkeit, er werde sie schon noch alle zu Paaren treiben. Dem Galgen verschwor er sich darum aber doch kein zweitesmal.

Zu einem Schuster, namens Matowski, kam hernach um die Weihnachtszeit ein Weibsbild. Sie sei aus dem Dorf Lichten, und ihr Begehr wäre ein Paar fester, starker Schuhe, innen mit Pelz gefüttert und außen am Rand mit einem Pelzstreifen sauber verbrämt. Das werde sein gutes Geld kosten, zwinkerte der Schuster. Daran sei nichts gelegen, er möge nur guten Pelz und schönes Leder nehmen, und dort, an der Spitze, wünsche sie eine Kappe aus rotem Korduan. Der Schuster glotzte ihr auf die weisende Hand, kniete nieder, nahm mit Papierstreifen Länge, Breite und Höhe der wulstigen Plumpfüße ab, malte die Ziffern in ein zerlumptes Büchlein. Dabei schielte er dem Weib auf die dicken, roten Finger, als sei er seines Handwerks eher ein Handschuh- als ein Schuhmacher. Ob er Korduanleder zur Hand habe, wisse er nicht, sagte er. Er wolle erst einmal nachsehen, ehe er es verspreche. Ging fort, blieb geraume Zeit weg, kam dann wieder, sagte ja und begann sich des breiten über die Schuhe, die Schusterei, Handwerk im allgemeinen, Handel und Wandel, den Türken und den Kaiser auszulassen. Man sah, daß er über seinen Leisten die Welt kreuz und quer gründlich durchdacht hatte. Das Weibsbild gab nur grob und ungeschickt Bescheid, so daß man merkte, sie habe sich mit solchen Stöbereien

wenig abgegeben. Zappelte endlich, nahm den Korb vom Boden, schlug das Tuch um und wollte gehen.

Da aber standen die vier Stadtknechte unter der Tür.

„Das ist sie!" sagte der Meister. Sie warf den Blick durch den Laden, rannte den Meister an, daß er zu Boden fiel und sprang zur Hintertür. Da waren zwei blanke Spieße gekreuzt, es gab kein Dawiderrennen. Von hinten warfen sie ihr die Schlinge um, schnürten ihr die Arme an.

„Das ist der Ring!" rief der Schuster, „ich hab ihn an des Herrn Jonas Tochter Hand gesehen, wie ich ihr zu den Brautschuhen Maß genommen." Ein goldenes Schlänglein war um des Weibsbildes Finger gepreßt, das hatte grüne Augen und ein rotes Krönlein.

Sie wurde schäumend durch die Straßen gezerrt, das Volk lief zusammen. Einer von des Hunzaches Leuten sei gefangen, schrien sie, seine Geliebte hätte sich selbst verraten. Der Haufen kam am „Reichsadler" vorbei, Bastiana stand am Fenster, sah ein grobes, ungeschlachtes Weib mit rotem Gesicht, Hängebrüsten und einem Becken wie ein Braukessel, das schrie aus vollem Hals Unflätereien in die Menge. Es wurde ihr bitter und übel zumut, sie ging zu ihrem Bücherbord und nahm des Boethius philosophisches Trostbüchlein zur Hand.

Bauern aus dem Dorf Lichten kamen, die sagten, das Weib wäre ihnen bekannt; sie wohne seit einiger Zeit in einem Haus, dessen Einwohner vordem an der Pest verstorben seien. Matta nenne sie sich, sonst wisse man nichts weiter von ihr.

Meister Hans Muckenschnabel verstand das Fragen gut. Auf dem gespickten Hasen lachte sie ihn noch aus,

schrie, da müßte schon der Teufel selber kommen, wenn sie den Mund auftun sollte. Mit den Daumenschrauben quäkte und brüllte sie, Blut lief ihr über die Lippen, sie hatte die Zunge zwischen die Zähne genommen. Beim Strecken, als man ihre Fülle immer mehr in die Länge zog, begann sie zu sprechen. Sie heiße Matta und habe dem Hunzaches und seiner Bande die Köchin gemacht. Beim raschen Abzug von der Schellenburg sei sie in der Gegend zurückgelassen worden. Man wollte sie bei guter Gelegenheit holen. Der Hunzaches, der Hunzaches, der sei ein großer Mann, seine Bande entlaufene Soldaten, also wohl geübt im Sengen und Schinden. Und er sei reicher als Kaiser und König und alle deutschen Fürsten zusammengenommen. Bis ans blaue Adriameer seien sie gekommen, in den Felsschlünden der Blaniza liege Gold, und auch in der Schellenburg seien Schätze vergraben.

In einem Waldwirtshaus, wohin Hunzaches der Matta zuzeiten Nachricht gab, lauerte Herr Stackenbach und fing nach etlichen Wochen einen Kerl. Herr Hans Muckenschnabel nahm ihn in Behandlung, da gestand er, ja, und er wäre der Hunzaches.

Die Räuberskõchin Matta war inzwischen verstorben, da wurde Bastiana zur Zeugenschaft gerufen. Sie las den Marc Aurel, als man sie laden kam. Die Farbe wich von ihr, die Beine wuchsen ihr in den Boden, hilflos sah sie die Bücherrücken entlang, ihre Brüste begannen zu zittern, sie fühlte wütend schamvoll und erregend den Griff der Männerhand auf ihrem nackten Knie. Eine Flucht wüster Träume in vielen Nächten stürzte aufgescheucht herbei, erfüllte sie plötzlich mit Flügelschlägen flatternden Getieres.

Ob es sich nicht vermeiden ließe, fragte sie. Aber der Stadtrichter hatte selbst seine Würde hergetragen und war nun verwundert, daß Bastiana, Fräulein Bastiana, mit einemmal so zaghaft sein sollte. Er sprach einiges von den Augen der Stadt und der Erwartung der Gerechtigkeit.

Der Gefangene hockte in einem dunkeln Winkel, ein schiefer Lichtraum war über seinem Kopf in die Dämmernis des Kellers gebrochen. Unter einer offenen Falltür lag das unterirdische Gewölbe, mit Mauern, die ein Gebrüll von tausend Stieren verhalten hätten, Fackeln schwelten, Bastiana sah den Meister Muckenschnabel auf einem Hackblock sitzen und an einer Schweinsrippe nagen. Über zerknackte Knochen war ein blutgetränkter Sack geworfen. Augenweiß rollte in Bartschwärze. Bastiana beugte sich über das Bündel Zermalmtheit. Mit einer Hand mußte sie sich gegen die feuchte Mauer stützen.

„Das ist er nicht!" sagte sie, dem Schreiber zu, tief atmend.

„Nicht der Hunzaches?"

„Nein!" Sie besah ihre weiße Hand, die vom grünen Schlamm des Gemäuers befleckt war.

Im Bart des Gefangenen klaffte ein Mundloch. „Ho ho!" grölte er, „so bin ich's halt net. Bin der Schwarzwurz!" Er war ehrgeizig gewesen, Großmannssucht hatte ihn verführt, sich für den hohen Helden auszugeben.

Lange war der Stadtschreiber um Bastiana herumgegangen, in seiner Kammer lag der Kopf des Puppenfräuleins von jenem schlimmen Abend auf dem Tisch, er malte ihm die Züge der damals Verhöhnten so lange

sehnsüchtig an, bis sie ihm wirklich eine Ähnlichkeit zurückgaben. Da sprach er dann mit ihm, es waren lange zärtliche Unterredungen. Eines Abends sagte der Puppenkopf ja! Am Jahrestag des Hochzeitsfestes stand der Stadtschreiber feierlich vor Bastiana, bebte einen Antrag hervor, er wisse wohl, aber er hoffe doch, und er könne auch. Das Fräulein ließ ihn reden, und die Blätter der Äneis liefen ihr dabei durch die Finger. Ihr Gesicht war schmal, ihre Augen, als sie sie hob, traurig und fernblickend. Der Puppenkopf daheim hatte gelogen. Christian Bär schlug ihn mit dem Holzmesser entzwei und steckte die Späne ins Feuer, in der Stadt streute er hin, das Wirtstöchterlein vom „Reichsadler" sei mit einem Hochmutsteufel schwanger, was da an ihrem Herkommen unklar sei, das deute sie als ein Adelszeugnis.

An der Stadtmauer im Schneeweißgäßchen wohnte die alte Frau Barbara Stoßin, die galt viel bei allen Kartenschwestern und Losweiblein, mit Spiegeln, Kräuterwerk und Blei riß sie Löcher in den Zukunftsvorhang. Zu der kam eine verhüllte Frau, sprach durch das Schleiertuch, ob sie etwas gegen ständige Unruhe, Schlaffremdheit und üble Gedanken wüßte. Welcher Art die Unruhe wäre, ob aus dem Herzen, dem Kopf, der Galle, Haß oder Liebe, Neid oder andere Wünsche, und welcher Art die üblen Gedanken, das mußte die Stoßin dawider fragen. Aber die Verhüllte wollte darüber nichts aussagen, da konnte die Stoßin nicht helfen, dem Christian Bär aber steckte sie's, nun fände die Bastiana in den Büchern keinen Trost mehr, er solle nur geduldig warten, es werde alles nach seinem Wunsch ins Wirken kommen.

Der Stadtschreiber wartete umsonst.

Vier Jahre waren umgegangen, da war wieder ein Hochzeitsfest in Jägerndorf, an dem die Stadt teilnahm. Glanz und bürgerlicher Reichtum versprachen Fülle aller Lustbarkeit, der Markgraf von Ansbach-Brandenburg war in die Stadt gekommen, seine Ritter und Herren freuten sich, mitzutanzen. Maria Apfelthaler war Braut, Wirtstöchterlein wie Bastiana, die „Goldene Sonne" war nicht geringer als der „Reichsadler", die Herrschaft wohnte zur Hälfte dort, zur Hälfte hier. Das Mädel in seiner Jugend war ehrfurchtsvoll und innig an die ältere Freundin angeschlossen, trug ihr ihre Liebe auf allen Wegen nach, freute sich jedes Wortes und jedes Blickes, die ihr die Verehrte, gerührt über die Anhänglichkeit, gab. Sie weinte Bastianas Widerstreben nieder, warb um die Zusage, Brautjungfrau sein zu wollen. Die Ritter, die im „Reichsadler" wohnten, schickten einen Gesandten, sie bäten um die Ehre. Der Reichsadlerwirt kraute den Kopf: „Ich weiß nicht, was die Herren richten werden. Seit dem bösen Martinitag weigert sie mir jede Hochzeit." Zuletzt erweinte es sich Maria doch, Bastiana legte das Festkleid an und stand den Brautjungfern vor. Der Adlerwirt freute sich, daß freundnachbarliche und neidlose Gesinnung erwiesen werden konnte. Den Hochzeitsreigen tanzte Bastiana mit dem edlen Herrn von Sedlnitzky, des Herzogs Kämmerer, der Stadtschreiber sah sie mit Grimm im Tanzgewühl.

Es war, als wäre ein Riegel gesprengt, eine Tür aufgetan, Bastiana gewann ihr Lachen wieder und ihr heiter kluges Wort, milder als zuvor und nicht spottgewürzt. Es riß sie weiter hin, zur Lustigkeit, sie nahm Scherz an und gab ihn wieder, warf den Kopf zurück, wie ein Pferd, das aus dem Stall stürmt, blitzte aus

heißen Augen. Sie schwang sich, schritt und sprang über alle Zaghaftigkeit und allen verhaltenen Ernst. Sie stürmte in etwas hinein, das niemand sah, auch sie selbst nicht.

Am dritten Tag blieb Herr von Sedlnitzky aus, eine jähe Nachricht hatte ihn heimgerufen. Ein Herr brachte die Zeitung, ein unbekannter Verwandter, dem aufgetragen war, des Tänzers Platz einzunehmen. Nun ging Bastiana an seiner Hand im Reigen, er war artig, schlank und schwarz, eine goldene Kette mit einem Sternkreuz hing ihm um den Hals. Viele Länder hatte er gesehen, von denen erzählte er Seltsames, von Türken, Welschen und Ungarn. Bastiana lachte oft hitzig und laut, brannte ihm ihre Augen ins Gesicht, wenn er sprach, und seinem Zutrinken nickte sie entgegen. Sie schritten im Garten unter Fackeln, fuhren unter einem roten Baldachin im Kahn auf dem Fluß, und ihre Hand spielte im Wasser, da sank auch die seine über den Bordrand, faßte ihre Finger, die Wellen glucksten in ihre hohlen Handflächen. Er seufzte, sah plötzlich bös und feindselig aus, das wich ihm aus dem Gesicht, Schatten des Unglücks zogen ihm in die Augen. Bastianas Herz kehrte die Spitze nach oben, wollte sich losreißen, auf ihrem nackten Knie brannte das Mal eines Männergriffes.

Herr von Szitra-Tárok sprach in seinem fremden Deutsch seltsam von Lebensverhängnissen. Bastiana nahm ihm die Worte vom Mund, sie sanken in sie wie in einen Brunnenschacht, schwer und dunkel. Dann plötzlich ließ er sie, verschwand und kam nicht wieder. Sie ging suchend durch Haus und Garten, der Kopf schmerzte sie, ihre Füße waren schwer.

Am nächsten Tag Reifenspringer, Feuerschlucker

und Messerwerfer, die Weiber kreischten, wenn die blanken Klingen dicht um den Körper des Knaben in das Holz fuhren. Plötzlich war Herr von Szitra-Tárok wieder da, grüßte nach allen Seiten, und als sich einige über die Verrenkungen und gefahrvollen Kunststücke der fahrenden Leute verwunderten, meinte er, es komme bei allen diesen Dingen nur immer auf bestimmte Griffe und Kniffe an. Darauf streifte er den Ärmel hoch und bat Bastiana um die Nadel, die den Schleier auf ihrem Haar zusammenhielt. Er nahm sie zwischen zwei Finger, streckte die drei anderen vornehm weg und stieß den dünnen Spieß unversehens ins Fleisch, daß er auf der anderen Seite des Armes wieder hervorkam. Bis an den Knopf aus Lapis Lazuli war die Nadel eingeschoben, es fiel aber kein Tropfen Blut. Die Leute staunten ihn an, Bastiana knirschte mit den Zähnen, es krampfte ihr den Unterleib zusammen, sie sah, als er nun die Nadel wieder herauszog, daß Fleisch und Haut an ihr hafteten und ein Stück mitgingen, wie sich Wasser am Rand eines Glases hochzieht. Dann hielt sie die Nadel wieder in der Hand, der Stahl war warm, aber keine Spur von Blut an ihm, gleichsam als hätte er den Weg durch den Körper gefunden, ohne eine Ader zu treffen.

„Habt Ihr Euch weh getan?" fragte sie am Abend in einem Baumgang, der war schwarzgrün und ganz mit Rosenduft angefüllt. Drüben tafelten sie mit ungeheurem Lärm, am Ende des Baumgangs sprühte ein Brunnen, der Strahl stieg hoch, breitete sich zum Schirm und fiel stäubend herab, dabei fing er rotes und gelbes Licht und riß es mit. Sommerfäden waren kreuz und quer durch den Gang gespannt, von Baum zu Baum, Bastiana ging durch das Gespinst, sie fühlte

es klebrig auf Stirn, Mund und Wangen, wischte mit dem Tuch über das Gesicht. Es war, als webe die Dunkelheit an einem Netz, das immer dichter wurde.

Später zeigte Herr von Szitra-Tárok nach dem Himmel, der voller Sternbilder war. „Das ist mein Stern!" Es war ein unruhig glitzernder, zuckender Stern. Bastiana erkannte die Krone, die Leier, den Schwan, sie stand mit zurückgelegtem Kopf, ein kühler Nachtwind spülte über ihre emporgereckte Kehle. Der Ritter küßte sie auf den gestrafften Hals, sie fühlte seine Zähne auf ihrer Schlagader, bißbereit. Sie senkte den Kopf und schwieg. Nach einer Weile fragte sie ihn wieder nach seinem Stern, er wies in den Himmel, sein Finger stach in die Sternbilder nach der Wega, aber es schien ihr, als hätte er vorhin den Arcturus gemeint.

Dann sagte er, er warte gegen Mitternacht auf sie in seinem Zimmer. Man würde um diese Zeit in vollster Lustbarkeit sein, und niemand würde ihr Fehlen bemerken. „Rosen wachsen vor meinem Fenster, nur die Rosen werden Euch sehen!"

Im Tanzsaal schwangen sie sich wieder im Reihenschritt, Klarfiedel, Grobfiedel, Plaschperment und Baß wackelten und sangen. Dem Klarfiedler sanken die müden Hände, Herr von Szitra-Tárok nahm die Geige, schlug die Beine übereinander und begann zu spielen. Das Tonwerkzeug änderte die Seele, nicht bäurisches Gestrampf klang mehr aus ihm, weiche Schwermut schluchzte. Es drängte die Genossen fort und ins Schweigen, es zwang den Reigen auseinander und ins Lauschen. Sie hörten zu tanzen auf und sammelten sich um die Bühne, wo der fremde Ritter über der

Fiedel hing und die Töne aus seinem Leib in die Saiten strömen ließ. Er wiegte den Oberkörper, schüttelte das fallende schwarze Haar, leise klang die Klage aus, an ihrer Stelle hob sich eine herbe Lustigkeit. Die Töne sprangen und spritzten von der Fiedel, Übermut taumelte, grell wirbelten Höhen in die Tiefen, und diese schlugen lachend empor, breit legte sich der Strich über den Bauch aus Holz. Nie hatten sie so spielen gehört, es war, als jauchze eine lang ersehnte Siegesglückseligkeit. Bastiana stand neben Herrn von Szitra-Tárok und schaute ihm unverwandt auf die geigende Hand, neigte sich über seinen gebeugten Nacken.

Der Herr von Stackenbach saß unter den standhaften Zechern und trank Malvasier. Als es gegen Mitternacht ging, rührte ihm jemand die Schulter, Jungfrau Bastiana war hinter ihn getreten. Er folgte ihrem Wink, sie war tiefblaß, ihre Hände würgten an der goldenen Halskette.

„Herr Stadthauptmann, heut könnt Ihr Euch vom Galgen lösen, dem Ihr Euch versprochen habt."

Er gluckste wie eine halbvolle Flasche, die man schüttelt, verstand nicht.

„Hunzaches ist da!"

Stackenbach stützte sich an die Wand, sein Schwert stand ihm schief zwischen den Beinen: „Wo?"

„Ihr dürft nicht schreien, wenn Ihr ihn fangen wollt. Hier ist er, auf der Hochzeit, unter den Gästen, nennt sich Herr von Szitra-Tárok."

Schwachgläubig schüttelte er sich, in seine Beine war Blei geronnen. „Was fällt Euch ein?"

„Meinen Schnitt habe ich auf seiner Hand gesehen, über alle vier Finger die Narbe, in seinem Nacken die Bisse von meinem Dolch."

Plötzlich stürzte dem Stadthauptmann die Nachricht dröhnend ins Bewußtsein. Kein angstvolles Jungfräulein sprach, Bastiana war es. Er stemmte sich von der Mauer ab, stand mit gespreizten Beinen, stierte die Dinge an, die sich vorbeidrehten, stieß seine Blicke durch und durch, bis sie alle an den Hintergrund geheftet waren. Dann ließ er einen langen, wüsten Fluch daherschäumen und rannte fort.

Bastiana ging zu ihrem Vater, umarmte ihn, legte ihren Kopf an seine Schulter, daß der alte Mann ganz glücklich war. „Glaubt Ihr, daß ich ein Edelfräulein bin? Wann werdet Ihr es mir sagen?"

„Ich weiß es nicht, mein Kind. Deine Herkunft ist dunkel." Er wollte die lange Geschichte wieder erzählen, von den Leinewebern, denen eines Abends ein wimmerndes Kindlein vor der Haustür lag. Bastiana schüttelte den Kopf. Herr Christian Bär ging hinter ihr her. Da nun ihr Tänzer von ihr gewichen sei, der ihr wie ein Schatten folge, ob sie nun mit ihm fürlieb nehmen wolle? Das Fräulein hörte ihn nicht, sagte, sie glaube es nicht, vielleicht bringe es der morgige Tag ans Licht. Sie erwehrte sich seiner Begleitung, schritt in den Garten, allein, in den Hof; oben, hinter einem Gitter klettender Rosen brannte ein Licht. Sie reckte den Kopf, der Wind hauchte über ihren gebogenen Hals. Langsam wandte sie sich durch die dunklen Straßen, dem „Reichsadler" zu. Im Rinnstein lag einer, erbrach und stöhnte, sie stieg über ihn hinweg, kam heim und, nachdem sie ein Licht angesteckt hatte, strich sie mit der Hand über die lange glitzernde Rückenreihe ihrer Bücher. Am Boethius blieb ihr Finger stehen, sie kantete das Buch mit der oberen Ecke aus der Reihe, ihr Kopf war voll von klebrigen, unsicht-

baren Spinnweben und von funkelnden Sternbildern, die wie Fliegen im Netze zappelten und summten. Wie ein Feuermal brannte es auf ihrem Knie, ihre Brüste starrten schwer.

Plötzlich schrie sie leise, ohne den Boethius zurückzustoßen, lief sie fort; die Tür blieb offen, und das Licht leckte mit breiter Zunge hinter ihr her. Eine grimme, erzene Stimme erhob sich und sprach durch die Nacht. Zwölfmal vom Pfarrturm, darüber erwachten die anderen Glocken und sprachen die Stunde nach, jeder Klöppel schlug Bastiana auf Kopf und Rücken. Es schien ihr, als klirre die ganze Stadt von verborgenen Waffen. Über die braune, stark gewundene Treppe, immer die wurmstichigen, braunen Balkenstufen nahe über dem Kopf hinan — mein Gott, war diese Treppe in einen Turm gebohrt? — Nun polterte sie in die Tür hinein.

Er saß auf dem Bett, und spielte mit den Nesteln am halb offenen Wams, zierliches Lächeln hatte er auf das Gesicht gesetzt.

Sie schlug mit den Armen: „Fort! Fort! Der Stadthauptmann kommt mit seiner Rotte." Lautlos war er aufgesprungen, das Herrenlächeln rutschte ihm von der Räuberfratze, seine Faust umwickelte er mit Bastianas niederhängenden Haarsträhnen und riß ihr den Kopf fast von den Schultern: „Delila! Delila!" Alle Dinge flossen ihr zu Streifen auseinander, unsagbar war ihr Glück. Ein Drache mit eisernem Schuppenleib und spitzigen Flügeln sprang aus der Wand, der trug sonst zwischen den Hörnern seines Hauptes das Licht, in den knotete Hunzaches Bastianas Haar.

Als er das Pferd lautlos aus dem Stall gezogen hatte und unter Sternen anschirrte, war sie wieder da;

schwarz rann es über ihr Gesicht, von der Schläfe her, wo die Haut mit den Haaren dem Drachen verblieben war. Sie rieß die Schleppe vom Saum des Kleides, wickelte sie dem Pferd um die Hufe. „Nimm mich mit! Nimm mich mit!" kniete sie.

„Was willst du?" er saß schon.

„Nimm mich mit!" Sie zog sich an seinen Beinen hoch, legte die andere Hand auf den Sattelknauf, er faßte sie unter den Armen, jetzt saß sie vor ihm, packte den Gaul an der Mähne. Schein von Pechfackeln brandete über die Hofmauer, glomm über die jenseitigen Hauswände bis zu den Giebeln, Stimmen raunten am Tor, die Tanzmusik war ausgewischt, Schattenklumpen klebten schwer an den Fenstern des Saales, Schritte schütterten im Haus. Hinten hinaus, durch enge Straßengewinde, im unhörbaren Gang zum Mauerpförtlein. Stimmen waren da, oben reckten sich Spieße über die Mauer.

„Verdammt!" sagte Hunzaches und wandte das Pferd. Im Zwinger ging es lautlos zum nächsten Tor. Eine Turmwölbung klotzte da und hielt mit einer anderen drüben das Tor in Hut. Aber außen stieg eine steile, schmale Treppe zur Mauerkrönung. „Halte dich fest, mich kriegen sie nicht." Das Roß setzte sorgsam, ängstlich schnaufend, die umwickelten Hufe, ruckweise kletternd. Sein straffes Mähnenhaar lag in Bastianas Hand, der Mann hinter ihr schnalzte anfeuernd.

Da schallte es auf dem Wehrgang: „Hö!" schrie ein Überraschter, das Pferd tat einen Satz, er fiel, in die Luft greifend, mit Geschrei. Klirrend rannte es von allen Seiten hinan und herbei, da hob sich daß Roß zwischen den mannshohen Zinnen, riesengroß, mit schlagenden Vorderfüßen. Einen Augenblick lang

sahen sie es gespenstisch auf den Hinterbeinen, zwei Schritte machte es auf ihnen zum Mauerrand.

Und sprang.

Der Graben war tief und trocken, mit der doppelten Last auf dem Rücken überschlug es sich im Sturz, harte, dröhnende Finsternis kollerte daher. Bergsturz und Steinschlag. Bastiana lag halb betäubt abseits; strampelnd, Beine hoch wälzte sich das Roß, der Mann stöhnte mit eingedrückter Brust. „Aus . . . aus!" Das durchdrang Bastianas Betäubnis, wie ein grelles Licht in dunkle Keller sticht, und sie kroch zu ihm hin, nach seinem Gesicht tappend. Die Finger hafteten an klebrigem Gerinnsel, Sägen rasselten ihm in der Brust.

„Bist meine Braut. So sag ich dir, der Schatz, den sie umsonst gesucht haben, der liegt in der Schellenburg. Dort in dem Gewölbe unter der Eberesche . . . neben dem Eingang links. Der dritte Stein. Der mit dem roten Fleck . . ."

Sie riß ihr Kleid auf, nahm seine Hand und legte sie auf ihre linke Brust. So starb er.

*

Weitere hervorragend ausgestattete ungekürzte Volksausgaben berühmter Werke des Dichters

Rudolf Herzog

Horridoh Lützow

Ein Buch stürmischer Handlung, heißester Liebe ist dieser Roman, der glänzend und hinreißend geschrieben ist. Im Vordergrunde des Geschehens steht der Feuergeist Lützow mit seiner wilden, verwegenen Schar, mit seiner großen, entsagenden Liebe zur schönen Gräfin Ahlefeldt. Ein eindrucksvolles und zu Herzen gehendes Bild jener großen Zeit bis zum einsamen Ende Lützows wird meisterhaft gezeichnet.

Die Wiskottens

In über 600000 Exemplaren ist dieser großartige Roman einer Familie, der zugleich der Roman des deutschen Fabrikanten ist, schon heute verbreitet. Die Lebenskämpfe und Schicksale der Wiskottens, ihre Wege und Irrwege in Frauenliebe und Arbeitskampf, im gemeinsamen Sichfinden für das Wohl der Fabrik, hat Rudolf Herzog zu einem Werke von tiefster Eindringlichkeit und Schönheit gestaltet. — Ein wahrhaft unsterbliches Buch, das jeder besitzen muß!

Der Graf von Gleichen

Dieser große Liebesroman aus dem Berlin der Vorkriegszeit ist von ungemein starker Anschaulichkeit und Spannung. Inmitten des Gesellschafts-, Künstler- und Theaterlebens einer Zeit voll von falscher Moral, Heuchelei und degenerierten Lebensgenusses zeigt Rudolf Herzog die heranreifende Liebe zweier großer Menschen, die sich frei hinwegsetzen über laxe Sitten und falsche Moral. Die packende und lebensvolle Darstellung wird jeden Leser mitreißen und begeistern.

Das große Heimweh

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten ist der große kulturelle Hintergrund dieses weltbekannten Romans, in dem Rudolf Herzog die ergreifenden Schicksale deutscher Auswanderer, deutsche Not und deutsche Sehnsucht in leuchtenden Farben zeichnet. Unzählige neue Leser und Freunde wird sich gerade heute dieses Buch erwerben, von dem „Das Deutschtum im Ausland" sagt: „Das große Heimweh muß ein zu Hunderttausenden verbreitetes Volksbuch hüben und drüben werden." Jeder greife zu diesem starken, packenden Buch!

Jeder Band in Ganzleinen mit farb. Schutzumschlag RM 2.85

Vier Falken Verlag · Berlin



